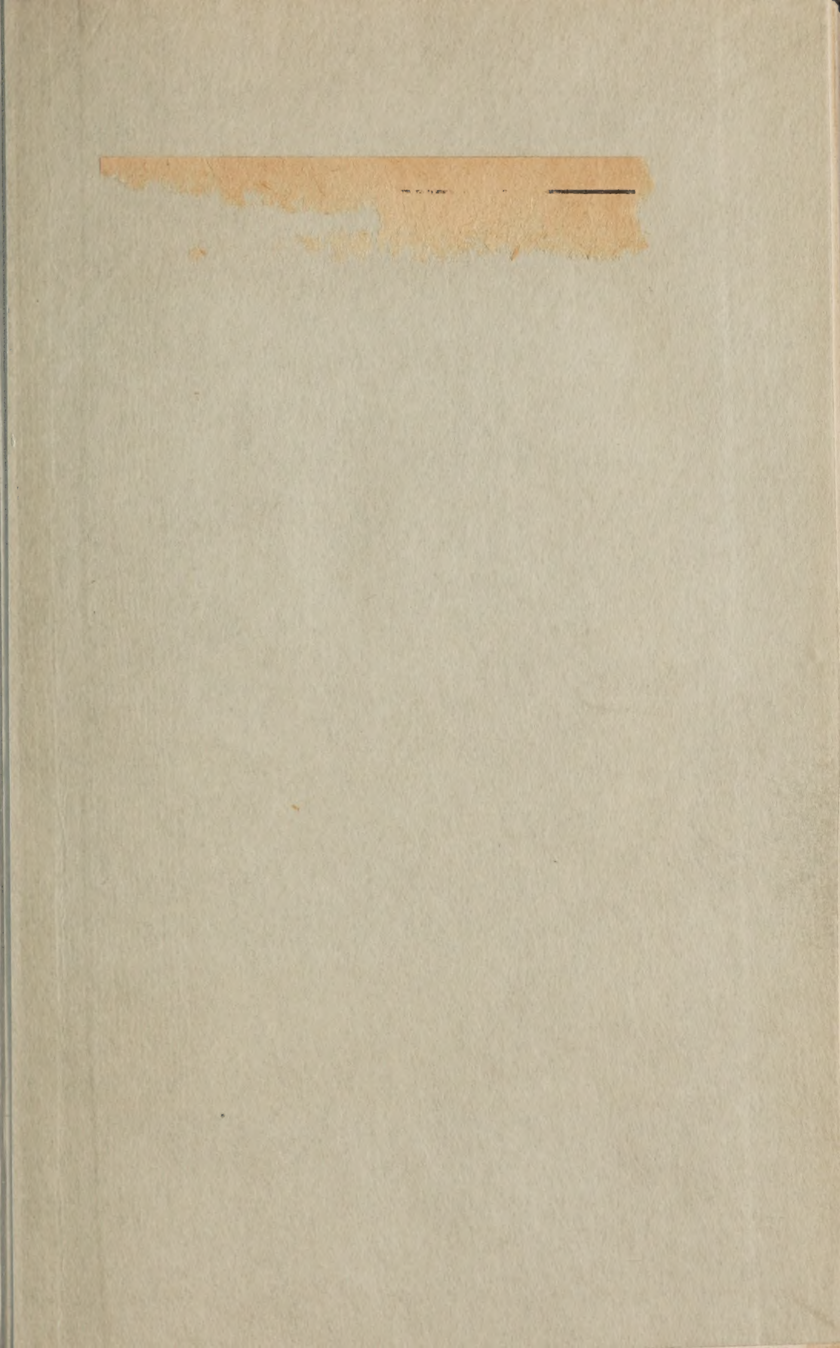
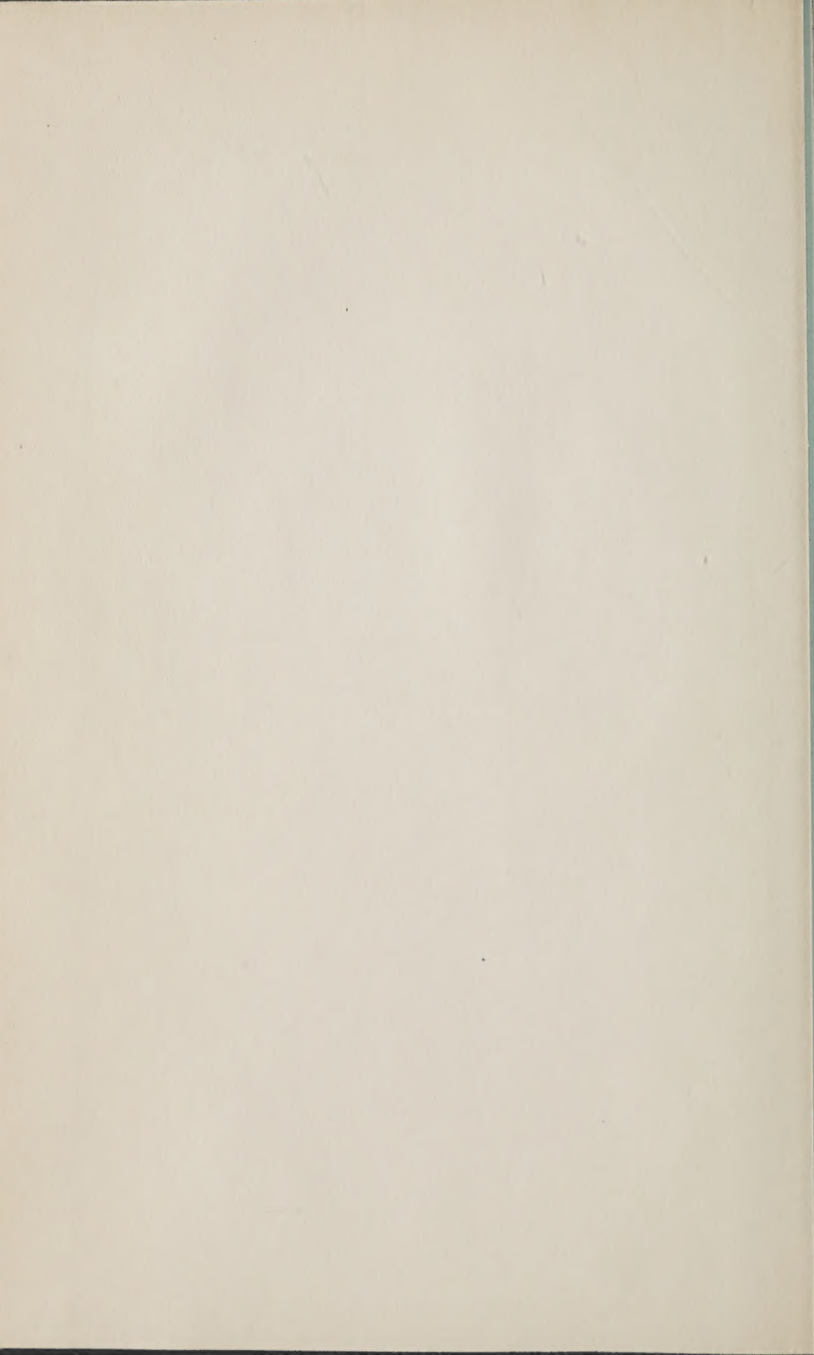


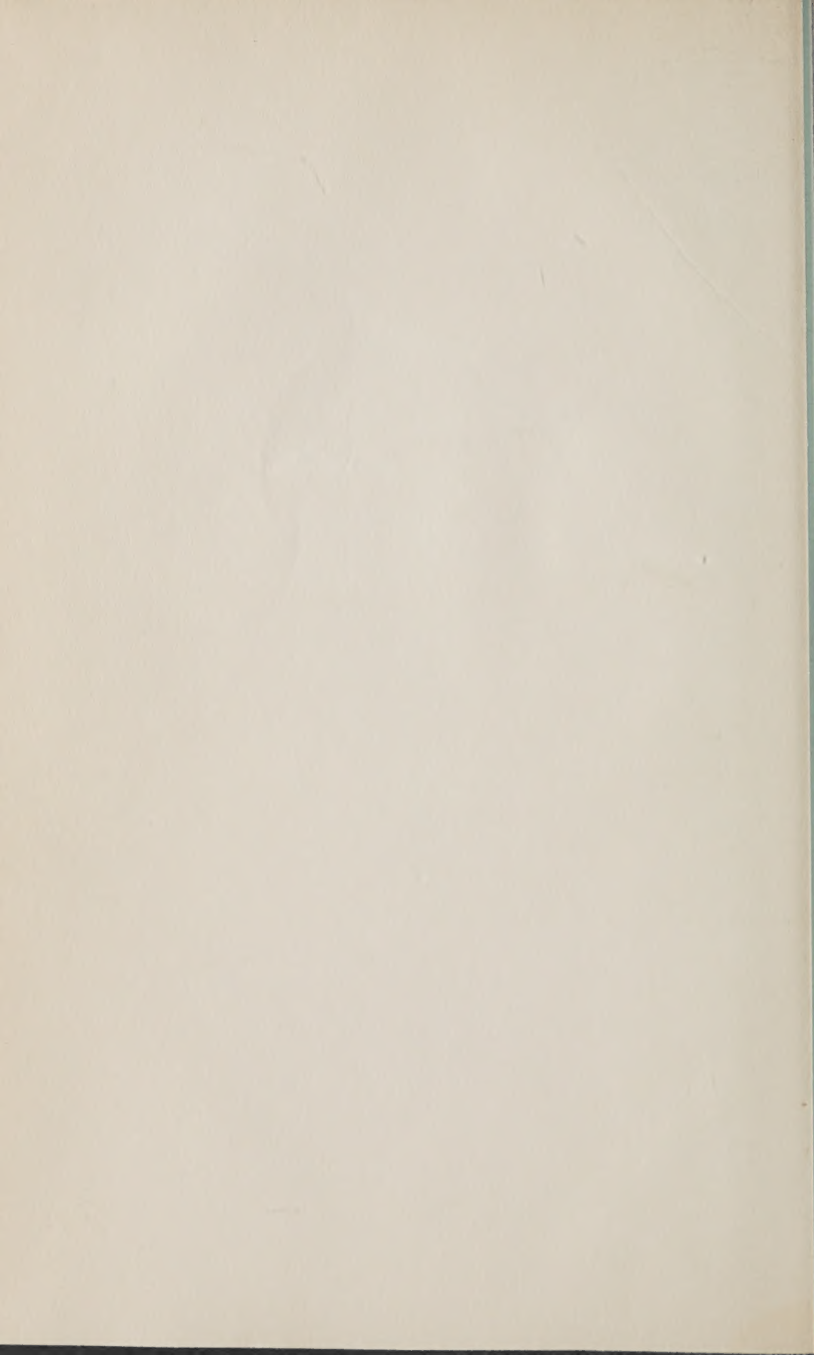








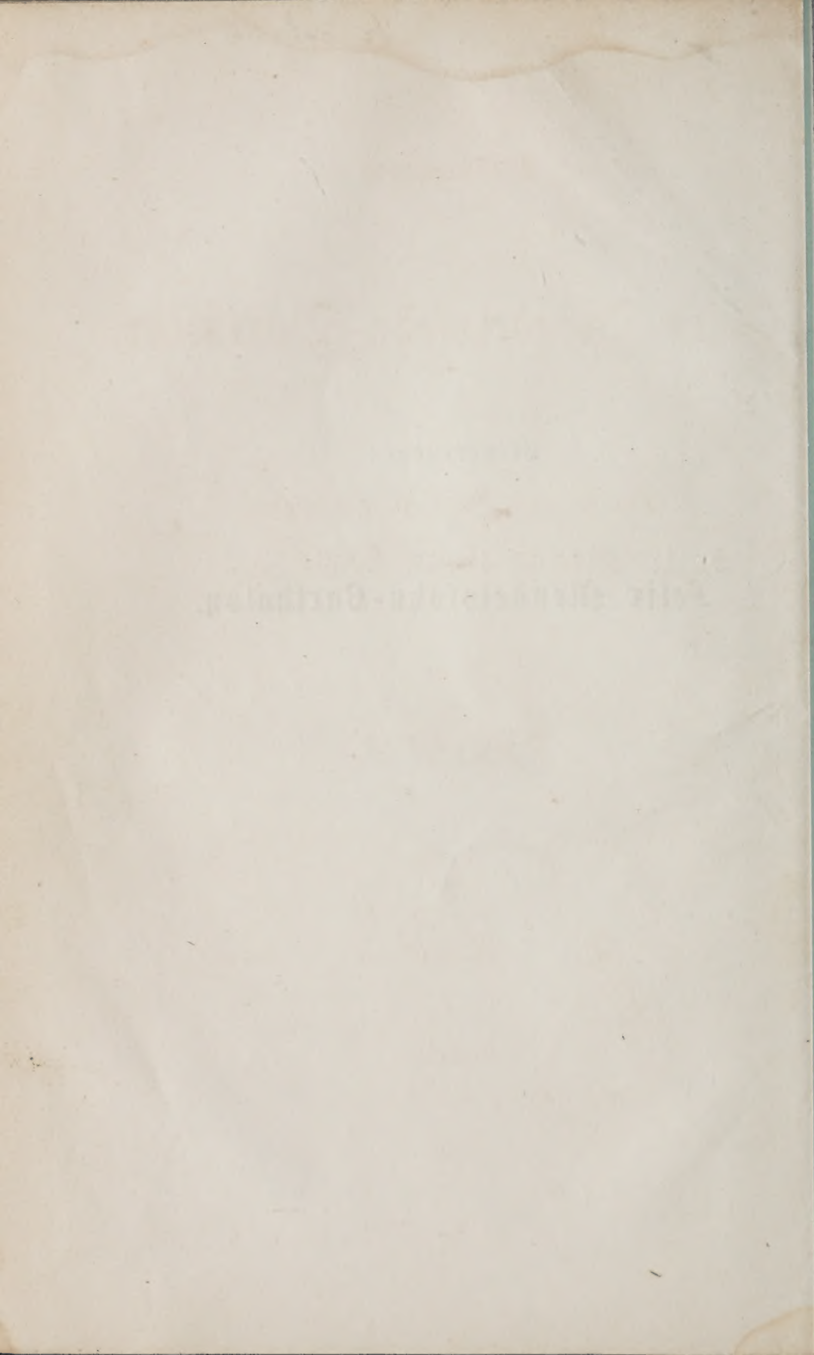




Erinnerungen

an

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

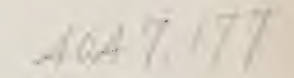


Erinnerungen
an
Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Ein Künstler- und Menschenleben.

Von

Elise Polko.





Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1868.

Der

Familie Mendelssohn

gewidmet.



Motto:

Ich klage nicht um dich, du hast gelebt,
An Jahren jung, an Werken wie ein Greis,
Als Knabe Meister, hast das Lorberreis
In ungebleichte Locken du verwebt.
Kurz war dein Pfad, doch trug er Blum' an Blume,
Und wie Achill sankst du in deinem Ruhme.
Ich klag' um uns — denn unser ist das Leid.

Emanuel Geibel.



Vorwort.

In dem vorliegenden kleinen Buche versuchte ich eine Art von Commentar zu den Briefen Mendelssohn's, diesem seinem herrlichen Vermächtniß, zu geben, und zugleich einen Grundriß seiner Biographie, dessen Ausführung einer spätern Zeit vorbehalten bleiben dürfte. Das Material dazu lieferten briefliche und mündliche Notizen der theuersten Freunde des Heimgegangenen, sowie die Erinnerung eines damals noch sehr jungen Mädchens, in deren Leben die Erscheinung des Unvergeßlichen eine glanzvolle Epoche bildete. Einzelne Daten wurden jenen Aufzeichnungen von Wilhelm Lampadius entnommen, die unmittelbar nach dem Tode Mendelssohn's erschienen.

Wie liebenswürdig man mir aber auch Auskunft gab, wo ich fragend und bittend anklopfte, mit welcher Güte und Bereitwilligkeit man mir die im Anhange beigefügten bisher ungedruckten Briefe Mendelssohn's zu überlassen geneigt war, so sah ich doch während dieser meiner mit aller Hingebung begonnenen Arbeit gar bald ein, wie unsagbar schwer es ist, offene

und ausführliche Mittheilungen zu erhalten über eine Gestalt, die kaum unsern Blicken entschwand, und ebendiese Mittheilungen zu fixiren. Von wie vielen Rücksichten der Pietät fühlen sich die Ueberlebenden gebunden, wie zaghaft stellt und wie zaghaft beantwortet man alle Fragen und Bitten in Bezug auf den Heimgegangenen, und wie gehemmt fühlt sich infolge davon jene Hand, die doch so gern ein liebes edles Bild, das ein Gemeingut zu werden verdient, in täuschender Aehnlichkeit der Welt zeigen möchte! Durch ebendiese heilige Scheu, die da zögert, die Falten jenes geheimnißvollen Schleiers zu lüften, den die Hand des Todesengels gleichsam in unserer Gegenwart über eine Menschenerscheinung gedeckt, ist denn auch hier bei diesem Porträt wol noch mancher feine Zug verloren gegangen, den ich so gern festgehalten. Mögen nun die Augen derer, die das Glück hatten, dem Verklärten näher zu stehen, Lücken und Mängel in dem Bilde entdecken, mögen sie hier und da die vermittelnden Farbentöne vermissen, — das Eine wenigstens werden und müssen alle Augen erkennen: daß es im vollsten Sinne des Wortes con amore gemalt wurde.

Minden, im Februar 1868.

Elise Polko.

Inhalt.

		Seite
Vorwort		IX
I.	Einleitung und Jugendleben	1
II.	In Düsseldorf	29
III.	In Leipzig	48
IV.	In Frankfurt	55
V.	Aus eigenen Erinnerungen	79
VI.	In Berlin	93
VII.	Zurück nach Leipzig	100
VIII.	Ausflüge	148
IX.	Schluß	167
Auf Felix Mendelssohn-Bartholdy's Tod. Von Emanuel Geibel		187
Anhang. Bisher ungedruckte Briefe Felix Mendelssohn-Bartholdy's		193



I.

Einleitung und Jugendleben.

Leise zieht durch mein Gemüth
Liebliches Geläute....

Es ist das Glockengeläute der Erinnerung, das heute meine Seele durchzieht, unter dem Klingen und Singen nehme ich die Feder in die Hand, um dies kleine Buch zu schreiben. Eine Frau ist es, die hier von dem großen Heimgegangenen redet, Frauenaugen und Frauenhände sind es, die zum ersten mal ihn zu zeichnen versuchen. Wir sind aber und wollen keine Historienmalerinnen sein — wir sind Miniaturmalerinnen, wir wollen keine Fresken entwerfen im großen Stil, wir zeichnen meist mit Silberstift skizzenhaft oder malen auf Elfenbein, aber man ist gezwungen uns nachzurühmen, daß es uns trotzdem gelänge, die feinsten Züge eines Kopfes festzuhalten, die leisesten Schatten, die zartesten Linien wiederzugeben. Für prima gemalte Porträts in Lebensgröße hat gar manches Zimmer keinen passenden Raum, — ein kleines Skizzenblatt, ein Medaillonbild findet dagegen überall sein Plätzchen, wie etwa eine Blume zwischen den

Blättern eines Gebet- oder Liederbuches, als Erinnerung an eine schöne Sommerzeit, wo sie eben blühte. Und mehr soll auch dies Buch nicht sein als ein Erinnerungszeichen an die edle und geliebte Menschen- und Künstlerseele:

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Am 8. Februar des Jahres 1824 hatte der alte Zelter in Berlin an Goethe geschrieben:

„Gestern Abend ist Felixens vierte Oper vollständig nebst Dialog unter uns aufgeführt worden. Es sind drei Acte, die nebst zwei Balleten etwa drittehalb Stunden füllen. Das Werk hat seinen hübschen Beifall gefunden. Von meiner schwachen Seite kann ich der Bewunderung kaum Herr werden, wie ein Knabe, der soeben 15 Jahre alt geworden, mit so großen Schritten fortgeht. Neues, Schönes, Eigenes, Ganzeigenes ist überall zu finden. Geist, Fluß, Ruhe, Wohlklang, Ganzheit, Dramatisches. Das Massenhafte wie von erfahrenen Händen. Orchester interessant, nicht erdrückend, ermüdend, blos begleitend. Die Musici spielen es gern und ist doch eben nicht leicht. Das Bekannte kommt und geht vorüber, nicht wie genommen, vielmehr an seiner Stelle willkommen und zugehörig. Munterkeit, Jubel ohne Hast, Zärtlichkeit, Zierlichkeit, Liebe, Leidenschaft, Unschuld. Die Ouverture ist ein sonderbares Ding. Du denkst Dir einen Maler, der einen Klecks Farbe auf die Leinwand schmeißt, die Masse mit Finger und Pinsel austreibt, woraus zuletzt eine Gruppe

an den Tag kommt, daß man fort und fort überrascht sich nach einer Begebenheit umsieht, weil ja geschehen sein muß, was wahr ist. Freilich spreche ich wie ein Großvater, der seinen Enkel verzieht. Ich weiß wohl, was ich sage, und will nichts gesagt haben, als was ich zu beweisen wüßte. Zuerst durch Beifall in Menge, den man am aufrichtigsten durch Orchester-Leute und Sänger einholt, denen man bald abmerkt, ob Kälte oder Widerwille, oder Gunst und Liebe die Finger und Kehle bewegt. Du mußt ja so was wissen. Wie der Mund gefällt, der dem andern zum Munde redet, so der Componist, welcher dem Ausführenden vorlegt, was ihm gelingen kann, und dieser mitgenießend weiter vertheilt. Das allein will schon alles sagen."

Im Herbst desselben Jahres gab Ignaz Moscheles in Berlin zum ersten mal ein Concert. Er kam aus London, wo man ihn auf Händen getragen und zu fesseln gewußt hatte. Ein großer Ruf ging dem kaum dreißigjährigen Virtuosen und Componisten voran, man war sehr gespannt ihn zu hören, und die Blüte der eleganten und musikliebenden Gesellschaft füllte den Saal. Moscheles spielte Bach, Beethoven, Mozart, und zuletzt ein Klavierconcert in Es-dur eigener Composition. Der gefeierte Künstler erregte durch die wunderbare Elasticität seines Anschlags, durch seine vollendete Technik und edelste Vortragsweise eine außerordentliche Sensation. Unter seinen Zuhörern befand sich ein funfzehnjähriger Knabe, der mit

athemloser Spannung jede Passage, jeden Ton verfolgte. Das schöne Gesicht glühte, die dunkeln Augen leuchteten vor Begeisterung. Es war Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Er warf zuweilen trotz aller Aufmerksamkeit einen strahlenden Blick auf einen hochgewachsenen Mann mit einer echten Musikerstirn, der es dann nie unterließ, jene Augenfrage mit einem Lächeln und Nicken des Einverständnisses zu erwidern. Offenbar ein Fremder, schien derselbe doch der Gegenstand vielfacher Aufmerksamkeit zu sein. Auch Moscheles eilte nach beendigtem Spiel auf ihn zu, reichte ihm die Hand und fragte im herzlichen Ton: „Sind Sie zufrieden, Herr Kapellmeister?“ „Zufrieden?! Mein Freund! Lassen Sie sich umarmen. Sie haben herrlich gespielt!“ Der berühmte Hummel aus Petersburg, auf einer Reise nach Paris begriffen, war es, der diese Worte sprach und seinen jungen Collegen hier aus voller Seele bewunderte. Nach dem Concert versammelte sich ein enger Kreis von Auserwählten im Mendelssohn'schen Hause zu einem heitern Souper, Hummel und Moscheles zu Ehren, und es war sicher eine nicht minder stattliche Tafelrunde als die des weiland König Artus, die nun dort ihr Mahl hielt. Die Ehrengäste saßen zwischen dem würdigen Hausherrn und der geistvollen Hausfrau, ihnen gegenüber Berühmtheiten wie Zelter, Berger, Bernhard Klein, Robert — die beiden letztern mit ihren jungen, schönen Frauen — und dann die blühenden Kinder: Fanny, Felix, Rebekka und Paul. Während des Soupers ging es denn auch so heiter und lebendig her, daß

selbst das feine melancholische Gesicht Ludwig Berger's sich erhellte. Hummel war unter Menschen, die seiner Natur sympathisch, der heiterste und witzigste Gesellschafter, und hier eben mußte er sich besonders wohl fühlen, denn wie blendende Funken flog es beim Glase goldenen Weins herüber und hinüber. Lustige Künstlergeschichten und Reiseabenteuer wurden aufgetischt, herzliches Lachen ertönte, es war das zwangloseste Geplauder von der Welt. Da erhob sich plötzlich Felix und schlüpfte um den Tisch herum zum Vater, ihm ein paar Worte ins Ohr flüsternd. Der nickte zustimmend und freundlich, und an seinen Platz zurückgekehrt, mitten in der allgemeinen Heiterkeit, erhob der Knabe sein Glas und rief mit erregter Stimme: „Hoch lebe der Componist des Es-dur-Concerts!“

Spät, sehr spät ging man hinüber ins Musikzimmer; wer hätte müde sein können in solcher Gesellschaft! Den einen erregte die Gegenwart des andern. Dem Flügel und den kleinen Musikpulten gegenüber nahmen die Gespräche nun einen höhern Flug. Die bedeutendsten Fragen der Kunst, die geliebte Musik, bildeten fortan das alleinige Thema. Bernhard Klein, eben von seiner Reise nach Italien zurückgekehrt, erzählte begeistert von dem Lande des Gesanges und von den musikalischen Schätzen der Archive, die ihm der päpstliche Kapellmeister Baini gezeigt. Dazwischen sang Zelter mit seinem rauhen Baß zum allgemeinen Ergötzen sein: „Sanct-Paulus war ein Medicus“; Ludwig Berger, der seelenvolle Spieler, versuchte trotz seines gelähmten Armes einen Satz seiner neuen F-dur-Sonate;

Moscheles ließ noch ein staunenswerthes Bravourstück hören, und zuletzt phantasirte Hummel über ein Mozart'sches Thema. Ludwig Tieck sagt: „Der Abend löst und schmilzt die Gefühle, er weckt Ahnungen und unerklärliche Empfindungen in dem Künstler auf, er fühlt dann näher, daß jenseit dieses Lebens ein anderes, kunstreicheres in ihm liege, und sein innerer Genius schlägt oft vor Sehnsucht mit den Flügeln, um sich freizumachen und hineinzuschwärmen in das Land, das hinter den goldenen Abendwolken liegt."

Es war eben der Flügelschlag einer großen, sehnenden Künstlerseele, der an jenem Abend das Spiel Hummel's durchzitterte!

Während all dieser wunderbaren wechselvollen Vorträge stand der schöne Knabe im kurzen Jäckchen bescheiden und regungslos neben dem Flügel, ein lohnender Studienkopf für einen Maler. Das feine Gesicht war wie in Begeisterung getaucht, mit brennenden Wangen lauschte er und seine Augen verließen die Hände der Spielenden nicht.

Und nach jener hinreißenden Hummel'schen Phantasie war es, als der alte Zelter, die weiche Stimmung, die sich der Gesellschaft bemächtigt hatte, gewaltsam unterbrechend, seine Hand auf die Schulter seines jungen Schülers legte und scherzend sagte: „Komm, Felix, jetzt zeige, was du gelernt hast, und mache uns, deinen Lehrern, keine Schande. Setze dich hin und spiele was dir einfällt!"

Mit großer Lebhaftigkeit stimmten die fremden Gäste diesem Vorschlage bei, man drang von allen Seiten in den

Knaben. Blaß und immer blässer wurde er aber, und mit einem flehenden Blick erklärte er endlich fest und bestimmt, nicht spielen zu wollen. Eine derartige Weigerung war unerhört und erregte großes Erstaunen. „Was fällt dir in aller Welt ein, Junge“, rief Zelter in seiner derben Weise, „packt dich hier das Kanonenfieber und hast doch in großen Concerten und vor unserm Goethe in Weimar ohne Furcht gespielt?! Was soll ich ihm nun über dich schreiben? Etwa, daß du ein Hasenfuß geworden?“

„Ach, damals wußte ich noch nicht recht, was ich that“, antwortete Felix mit unsicherer Stimme, „heut weiß ich nur, daß ich nach den beiden da“ — und die schwimmenden Augen wanderten von Hummel zu Moscheles — „nicht spielen kann und darf.“

Und in ein heftiges Weinen ausbrechend, wandte er sich und lief hinaus.

Am nächsten Morgen erhielt Moscheles ein liebenswürdiges Billet der Frau Mendelssohn, worin sie ihn auf das innigste bat, ihren beiden ältesten Kindern Fanny und Felix während seines Aufenthalts zu Berlin Klavierunterricht zu geben und somit die heißeste Sehnsucht des Knaben zu erfüllen, der seit dem gestrigen Abend fortwährend von dem Es-dur-Concert träume. „Felix läßt Sie durch mich inständigst ersuchen, ihm nur einmal jene Composition auf Noten zu zeigen“, fügte sie hinzu, „er möchte sich so gern die Gewißheit verschaffen, ob und wie wol die Schwierigkeiten, die ihn in Staunen versetzt, auszuführen seien.“

Moscheles sandte sofort das Manuscript seinem jugendlichen Bewunderer mit einigen freundlichen Worten zu und der Anzeige, daß er mit ganz besonderer Freude sich musikalisch mit ihm und seiner Schwester beschäftigen werde. Zugleich bestimmte er eine Stunde am nächsten Tage, an welchem man gemeinschaftlich das Es-dur-Concert durchnehmen wollte.

Und diese Stunde kam — und Felix empfing seinen neuen Lehrmeister mit verklärtem Gesicht, setzte sich an den Flügel und spielte zum Staunen seines Zuhörers das Concert in einer so feurigen schwungvollen Weise, daß dem Componisten die Thränen in die Augen traten. Mitten im Spiel unterbrach sich der Knabe zuweilen, und eine oder die andere Passage, die besonders schwierig war, wiederholend, fragte er voll bescheidener Sorge, ob Moscheles auch mit dieser Art seines Spiels zufrieden sei. Der aber konnte nichts als den Spieler in seine Arme schließen voll innigster Freude.

Das Bündniß dieser beiden Künstlernaturen war nun geschlossen für alle Zeiten. Moscheles fühlte sich so wunderbar von dem Knaben gefesselt, der Unterricht, den er ihm und der genialen Fanny gab, interessirte ihn so mächtig, daß er statt Wochen Monate in Berlin blieb und der tägliche Gast des Mendelssohn'schen Hauses war. Und welch ein Haus war es! Goethe sagt: „Der ist der Glücklichste, er sei König oder ein Geringer, dem im eigenen Hause Wohl bereitet ist.“ Und wenn jemals einem Glücklichen dies „Wohl“ so recht im

vollsten Maße bereitet wurde, so war es Felix Mendelssohn. In seinem Daheim wehte so recht jene Atmosphäre der Liebe, des Friedens, der höchsten geistigen Bildung, in der eben jeder jungen Seele Flügel wachsen, jedes Talent zur unverkümmerten Blüte sich entfalten mußte.

Mendelssohn hat in seiner frohen, ersten Jugendzeit auffallend viel geschaffen, es war aber ein so müheloses Arbeiten, es war ein ununterbrochenes und doch naturgemäßes Emporwachsen, Knospen und Blühen, und die Sonne, die all dies Wachsen und Gedeihen förderte, hieß: das Aelternhaus. Segen über dies Haus! Gibt es doch auch keinen bessern Talisman gegen die Gefahren der Lebensreise, für Mann oder Weib, als die Erinnerung an das Glück in der Heimat, an jenes unvergleichliche süße „Wohl", das uns dort zutheil wurde. Diese Erinnerung ist stärker als jene goldene Kette am Fuß des Falken, die ihn festhält, wenn er auffliegen möchte — sie zieht uns leise, aber sicher aus der weitesten Ferne zurück in unser Aelternhaus, diese Erinnerung fördert uns in jeder Weise, sie ermuthigt und stärkt uns, sie ist unser irdisches Paradies, jenes einzige, aus dem wir nicht vertrieben werden können. Segen über jene geliebten unvergeßlichen Hände, die uns einst ein „Wohl" bereiteten, wie es uns später keine andere Menschenhand, auch die weichste, schönste, wieder zu bereiten vermag: über die Hände von Vater und Mutter! . . .

Es war damals schon ein unendlich reiches geistiges und musikalisches Leben im Mendelssohn'schen Hause; die Elite der Künstler und Kunstfreunde gab sich dort Rendezvous, die glänzendsten Namen der Wissenschaft, Kunst und Literatur fand man daselbst vertreten, — wie oft sprachen die beiden Humboldt hier ein, Varnhagen und Heine, die jungen Violinvirtuosen Rietz und David; und dazu fand man allezeit eine immerblühende Flora der reizendsten und liebenswürdigsten Frauen und Mädchen, unter ihnen die noch immer wunderschöne Henriette Herz. Die Arbeiten von Felix wurden hier alle sorgfältig zuerst aufgeführt; es galt für eine Ehre und Gunst, in jenen berühmten Sonntagsmatinéen auftreten zu dürfen mit irgendeiner musikalischen Leistung; man sang Chöre, führte Quartette, Quintette und Trios in seltener Vollendung aus, und eben an einem solchen Sonntagsmorgen geschah es auch, daß Moscheles sein „Hommage à Haendel" zum ersten mal unter begeistertem Beifall spielte. Ueberhaupt musicirten der junge Lehrer und der geniale Schüler täglich stundenlang miteinander, man besprach die gegenseitigen Arbeiten, componirte um die Wette, arrangirte Hausconcerte und ging zusammen spazieren. Felix zeigte die dankbarste Anhänglichkeit, die lebhafteste Bewunderung für Moscheles, ohne jedoch über ihn, den neuen Freund, im geringsten jene andern Lehrmeister zu vernachlässigen, die ihn bis zur Stunde gebildet. Er besaß im hohen Grade die seltene und schöne Tugend der Höflichkeit des Herzens, und wer ihn sah in seinem kindlich innigen Verkehr mit

Zelter und Berger, wie er sich in alle Wunderlichkeiten fügte und voll Beschridenheit sich ihnen in jeder Weise unterordnete, auch ohne Seufzer sofort die Compositionen zerriß, die von Zelter oder Klein für unbedeutend erklärt wurden, wodurch freilich auch manches graziöse Musikstück verloren gegangen sein mag, — wer ihn beobachtete, wie er mit der heitersten Miene, trotz seiner sprudelnden Lebendigkeit, stundenlang dem kränkelnden Berger Gesellschaft leistete, ihm vorlas, vorspielte, Noten für ihn copirte, der mußte ihn mehr als bewundern, der mußte ihn lieben!

Mit dem Jahre 1824 schließt für Felix das süße sorglose Daheimleben ab; die Reise nach Paris mit dem Vater zu Cherubini, dessen Rath eingeholt werden sollte in Bezug auf die fernere Ausbildung des Knaben, und aus dessen Munde man hören wollte, ob Felix wirklich entschiedenen Beruf zur Musik habe, war die erste große und folgenreiche Unterbrechung. Es mag wol erblaßt sein, jenes feine Gesicht, das allezeit der getreue Spiegel dieser erregbaren Seele war, als Felix Mendelssohn dem Componisten des „Wasserträger“ gegenüberstand, um mit dem berühmten Baillot vor ihm sein G-moll-Quartett zu spielen. Cherubini's freundliches Lächeln und warmes Lob war ein Lohn, der den jungen Virtuosen über alle maßen glücklich machte und in den Augen des Vaters über seine Zukunft entschied. Es war dasselbe Quartett, das er auf der Rückreise von Paris im Goethe'schen Hause in Weimar

vortrug, und über das der Dichterfürst seinem getreuen Zelter berichtete: „Felix producirte sein neuestes Quartett zum Erstaunen von jedermann. Diese hör- und vernehmbare Dedication hat mir sehr wohlgethan!“ Dem Briefe war ein „Liebesschreiben“ an den jungen Schüler seines Freundes beigefügt, für welches Felix später zum Dank eine meisterhaft gearbeitete Uebersetzung der „Andria“ des Terenz einsandte.

In den beiden folgenden Jahren wurde viel und fleißig gearbeitet: Etuden entstanden, eine Symphonie-Ouverture, ein Capriccio, das die Geschwister neckend „absurdité“ tauften, und als glänzendste Blume dieser Zeit: die Sommernachtstraum-Ouverture.

Der junge Künstler bezog nun die Universität, studirte eifrig, hörte auch Hegel, übte sich daneben in allen ritterlichen Künsten und war und blieb nach wie vor durch seine strahlende Heiterkeit und Liebenswürdigkeit die Sonne des Hauses und der Abgott der Geschwister. Wer ihn doch hätte sehen dürfen, den fröhlichen Studenten, die Mappe unter dem Arme, das Cereviskäppchen auf dem dunkeln lockigen Haar, wie er bei allem Ernst des Strebens doch noch Zeit und Laune genug behielt, manch Professerlein, dem der Zopf eben „hinten hing“, in täuschender Weise zum Ergötzen von Schwestern und Bruder und manch anderer zu copiren! Liederhefte wurden trotz alledem geschrieben, auch Quartette und Sonaten, man führte die „Hochzeit des Gamacho“ im Familienkreise auf — dazwischen fiel ein Ausflug nach Stettin, wo man die neuesten Orchester-

werke Mendelssohn's zu hören verlangte, und die wiederholten Aufführungen der Bach'schen „Passion" in der berliner Akademie, die vor Staunen über die Sicherheit des kaum zwanzigjährigen Dirigenten besser sang und spielte als unter der eisernen Hand Zelter's selbst. In diesen reichen Winter fiel auch die Erscheinung Paganini's in Berlin, und dieses wunderbarste aller Kunstphänomene mußte auf einen Mendelssohn den gewaltigsten Eindruck machen. Er schüttete denn auch seinen ganzen Enthusiasmus, sein Staunen und Entzücken in einem bewegten Briefe an Moscheles aus.

Nach Beendigung seiner Universitätsstudien trat Felix jene Reise an, die seine Phantasie schon so lange beschäftigte: die Künstlerfahrt nach London zu Moscheles. Wenige Tage vor der Trennung von den Seinen, gleichsam zum Trost für die geliebte sorgende Mutter, componirte er seine reizende Ouverture „Meeresstille und glückliche Fahrt".

Eine anmuthsvolle Gruppe hatte sich wol um den Flügel versammelt, als Felix zum ersten mal den Seinen, deren Kriterium er nun einmal jede seiner Schöpfungen zuerst unterwarf, seine „Meeresstille" spielte, — wer weiß, ob der liebenswürdige Maler Hensel, Fanny's Verlobter, sie nicht skizzirte. Die glänzenden Augen der Schwestern schauten dem Spieler über die Schultern, Fanny's feine Hand wandte die Blätter, Paul stand neben der Mutter unweit des Flügels, und der Vater saß mit heiterm Gesicht im Sessel. Auch das ängstlichste Mutterherz mußte diesem spiegelglatten Meere den Liebling ruhig anvertrauen, denn:

In der ungeheuern Weite
Reget keine Welle sich —

es mußte sogar endlich mit dem bekümmerten Schiffer ein Lüftchen herbeisehnen. Und dann: wie schmeichelnd kam es dahergeflogen, wie sanft schwellte es die Segel, wie spielend trieb es das Schiff weiter über die blaue Fläche, schnell und immer schneller:

Geschwinde — geschwinde,
Schon seh' ich das Land! —

so jubelt's und singt's plötzlich im Chor, — der Liebling ist im Hafen. Felix steht auf, die Mutter lächelt — aber ihre schönen Augen stehen doch in Thränen . . .

Ein besonderes reiches Geschenk nahm Felix nach London mit für seinen verehrten Lehrer und Freund Moscheles: das Manuscript einer geistlichen Cantate über einen Choral, eine funfzehnstimmige Hora und sein erstes Streichquartett.

Im Hause Moscheles' empfing man den jugendlichen Reisenden mit offenen Armen. Die junge, schöne, kaum sechzehnjährige Frau des Freundes, deren ganzes Sein und Wesen von der edelsten Weiblichkeit getragen war, begrüßte ihn auf der Schwelle mit schwesterlicher Innigkeit; ein Kreis bedeutender Menschen, unter ihnen der seelenvolle Dichter Klingemann, hieß ihn jubelnd willkommen.

Blaue Tage, sonnige Wochen waren es, die er verlebte im merry old England. In einem überfüllten Concert erschien damals Felix zum ersten mal vor dem londoner Publikum.

Man führte die Sommernachtstraum-Ouverture auf — Henriette Sontag, die liebliche Grazie, die zauberische Salonnachtigall, ließ ihre süße Stimme ertönen, und Mendelssohn spielte mit Moscheles sein Concert in E-dur für zwei Klaviere. Wer nun von diesen drei deutschen Auserwählten den größten Beifallssturm errang, steht nirgends geschrieben; es war eben eine seltene Vereinigung des Schönen und Großen.

Mendelssohn's Erscheinung und Wesen gewann ihm alle Herzen. Er war noch so recht in der Sturm- und Drangperiode der Jugendfrische, so recht empfänglich für alle Eindrücke, er wanderte umher mit offenen Augen und offenem Herzen, und nichts erschien liebenswürdiger als jene echte schöne Künstlerbescheidenheit, die im Hinblick auf das höchste Ziel sich nie und nimmer genugthut. Die zärtlichste Freundschaft entspann sich zwischen ihm und Klingemann, den er schon von Berlin her kannte, einer ihm innig verwandten feinen und edeln Natur. „Du mein einer Freund", nennt er ihn einmal in seinen Briefen. Es ist ein schönes Zeichen für das Herz Mendelssohn's, daß alle Freundschaften, die er jemals schloß, bis an das Ende seines Lebens bestanden, und das Interesse für diejenigen, die er einmal geliebt, Raum und Zeit zum Trotz sich in seiner Seele voll und ungeschwächt erhielt. Wie viele Stimmen könnten dies bestätigen!

Von London aus unternahm Mendelssohn mit Klingemann eine Reise nach Schottland, dessen großartige Herrlich-

keit ihn in Begeisterung versetzte und länger festhielt, als man in London und Berlin gewünscht und erwartet. Ob ihn die märchenhaften Augen der wunderschönen Königin im Schlosse zu Holyrood gefangen hielten oder der Zauber der Fingalshöhle — chi lo sa? Er kam trunken vor Entzücken zurück, und zahllose Melodien wirbelten ihm in Kopf und Herzen umher.

Die Briefe an Moscheles über jene erste große Künstlerfahrt, die er nach seiner Rückkunft von Berlin aus schrieb und die sich bis zur Stunde als unantastbares Heiligthum in den Händen des Altmeisters befinden, sind so voll von Freude über das Geschaute und Genossene, so reizend dankbar, so heiter und köstlich in ihrem zwanglosen „Du", daß man sie der ganzen Welt gönnen möchte, wie eben den Duft von Rosen oder den Anblick eines Blumenbeetes im Morgensonnenschein.

Und wie viel mußte Felix seinen Lieben daheim mündlich erzählen! Da geschah es denn auch, daß das süße Märchen von der Fingalshöhle lebendig wurde und Gestalt annahm.

Rebekka's feine Lippen baten eines Tages: „Erzähle uns, wie sie aussah!" und Fanny mahnte scherzend: „Aber es muß eine lange, ordentliche Geschichte sein, daß man das Wo und Wie begreift!"

Da erwiderte er denn: „Mit gewöhnlichen Worten läßt sich das nicht beschreiben, und ihr wißt, ein Dichter bin ich nicht; so will ich's euch denn spielen, und nachher könnt ihr mir sagen, ob ihr nun alles genau gesehen und begriffen habt!"

Die weißen Hände öffneten den geliebten Flügel und Mendelssohn spielte jenes wunderbare Märchen, das man später die Hebriden-Ouverture nannte.

Was mich betrifft, so ist mir's immer, als sähe ich aus all den losen Tonranken die Stuart-Augen locken und winken, wie einst wol aus dem epheuumsponnenen Fenster des Schlosses Holyrood, und hörte die süßen Lautenklänge Rizzio's, des treuen Sängers ...

Die Reise nach Italien fällt in die Jahre 1830—32. Dank den lieben Gebern, die uns mit den Briefen aus jener Zeit beschenkten, sind wir über diese sonnigen Tage genau unterrichtet. Wer Mendelssohn's „Reisebriefe" aus der Hand zu legen vermag ohne wahrhafte Herzerquickung, ohne ein Gefühl von — ich möchte sagen dankbarer Bewunderung für diese reiche Künstlernatur und warme Menschenseele, der ist zu beklagen wie der Blinde, der den Frühling nicht sieht, der Taube, der den Ruf der Nachtigall nicht hört.

Otto Gumprecht sagt in seinem geistvollen Aufsatz über Mendelssohn in „Unsere Zeit" so wahr und schön in Bezug auf sie:

„Die Bedeutung der Mendelssohn'schen Briefe, durch die sie unter den Denkwürdigkeiten auserwählter Geister eine hervorragende Stelle einnehmen, liegt keineswegs in dem Umstande begründet, daß sie uns aufs lebendigste den Tondichter im Verhältniß zum Musikleben seiner Zeit wie

zur gesammten kunstgeschichtlichen Entwickelung vergegenwärtigen, auch nicht blos in der Fülle der Gedanken, der Weite und Mannichfaltigkeit der Perspectiven, die sich uns auf Schritt und Tritt darbieten; noch höher ist der sittliche Adel anzuschlagen, der jedem dieser Bekenntnisse den Stempel aufdrückt. Das Lebens- und Charakterbild, welches sich hier entfaltet, würde uns selbst dann noch die wärmste Theilnahme abfordern, wenn der, um welchen es sich dabei handelt, auch nicht der Schöpfer der Musik zum «Sommernachtstraum», der «Ersten Walpurgisnacht» und des «Elias» gewesen. In dem Schreiber der Briefe enthüllt sich uns eine jener begnadigten Naturen, der gegenüber wir das reine Wohlgefühl, den erhebenden Eindruck völliger Uebereinstimmung zwischen Idee und Erscheinung empfinden, wie sie sonst nur die Beschauung des Kunstwerkes in der Seele wach ruft. Wir stehen hier unter dem Zauber einer ebenso schönen als gediegenen Individualität, die alle Seiten des menschlichen Wesens in reichster Entwickelung, harmonischem Gleichgewicht und lebendiger Wechselwirkung zeigt."

In farbenfrischen Bildern mit Musikbegleitung zieht es an uns vorüber beim Lesen der Mendelssohn-Briefe. Zuerst die Gestalt des Jupiter tonans von Weimar, freundlich, vornehm, liebenswürdig, unnahbar; dann im münchener Theater „Fidelio" mit der Schechner; der komische „Pechtag im bairischen Hochgebirge", der mit zerrissenen Zeichnungen anfing und mit den ersten Takten der A-moll-Symphonie endete; die prachtvolle Krönung des Königs von Ungarn

in Presburg; Venezia la bella mit den Frauengestalten Giorgione's und Tizian's; hierauf: „ecco Firenze!“ und endlich Rom! Neapel, Mailand, Isola bella, die Schweiz; Paris und London bildeten den Schluß.

Der echte Goldgrund, auf dem alle diese Bilder ruhen, ist: das Herz. Mendelssohn in seinem Verhältniß zu Vater, Mutter, Schwestern, Bruder, Schwager, Freunden, zur Natur, zu der schönen Gotteswelt mit ihren Herrlichkeiten, wie sie sich so vielfältig offenbaren, tritt uns hier zunächst entgegen; an den Künstler denken wir doch immer erst, wenn wir uns an dem Menschen erquickt, und doch lassen sich die beiden nicht trennen. Sie verschmelzen vielmehr in diesen Briefen in der vollkommensten Weise, eine Linie wird nirgends fühlbar, wo gewissermaßen der Mensch bescheiden zurückträte und der Künstler sich feierlich in Scene setzte. Man kann vielleicht gelehrter, brillanter, eingehender über Italien schreiben — warmherziger, liebenswürdiger nie! Kein Maler, kein Biograph vermag uns Felix Mendelssohn so lebensvoll darzustellen, so treu in seinem eigensten Wesen wiederzugeben, als er selbst es unbewußt in diesen seinen Reisebriefen gethan. Die Augen, wie sie uns da anschauen, sind eben jene echten Kinder- und zugleich Künstleraugen, wie sie auch Rafael und Mozart hatten, die so selten in der Welt, und die keiner wieder vergißt, der ihnen begegnet. Und dennoch, hört man aus dem Munde seines genialen Freundes und Reisebegleiters Theodor Hildebrandt ein oder das andere Detail dieser echten Frühlingsfahrt,

so möchte man zwischen jene Briefe allerlei Commentare und Ergänzungen schieben, die immer noch ein wärmeres Licht auf diese liebe edelste Künstler- und Menschengestalt werfen.

Etwas wie Rührung beschleicht uns, wenn wir hören, wie die beiden Freunde in Amalfi und Sorrent — angesichts dieser fremden berauschenden Zauberwelt — mit Entzücken und Begeisterung Jean Paul's „Flegeljahre" lesen, und Mendelssohn gar zu gern seinen „Hillebart" oder „Höllenbart" so sorglich frisirt und gepflegt hätte wie Walt den Wult. Und wie sie sich auch mühten, Thee zu schlürfen wie jene, nur um einander lachend in die Augen schauen zu können mit den Worten: „Thee? Wir sind ja nicht krank?"

Und dann der Saltarello bei Mondschein vor dem Wirthshause Santa-Lucia in Amalfi, und wie sie tanzten, Felix und die fröhlichen Maler, und wie alles so schön war wie ein Wunder, und so hell — und doch nannte man diese Stunden Nacht. Es war eben eine Nacht in Amalfi. Mitten im Tanze aber rief Mendelssohn seinem Freunde zu: „O dieses Motiv! Gib Acht, du sollst es einmal in irgendeiner Form bei mir wiederfinden, das halte ich fest!" Und Hildebrandt fand es wieder in einem Satze der vierten Symphonie. „Nun merke auf, das ist ein Stück Italien — siehst du, wie der Mond scheint und wie die schönen Mädchen tanzen?" sagte Mendelssohn, als er seinem ehemaligen Reisegefährten später das große Werk theilweise vorspielte.

Eine Aquarellskizze des Wirthshauses Santa-Lucia, die Felix gemalt, schmückt das Album Hildebrandt's. „Es ist wie von der Hand des ersten Aquarellmalers gefertigt", sagt dieser competente Richter. Wie tief und glühend das Interesse Mendelssohn's für die Kunst der Malerei, das erfährt man doch erst aus den Berichten seiner Malerfreunde, und wie unendlich reich auch hier seine Begabung. Es war kein Spielen und Tändeln, kein Ausfüllen müßiger Stunden, kein Probiren, es war ihm heiliger Ernst mit all seinen Uebungen, und wie in der Musik, trat auch in der Malerei jener Fleiß und Feuereifer zu Tage, den der alte Zelter einmal in einem Gespräche mit Hildebrandt als dasjenige bezeichnete, was er am höchsten an seinem Felix schätze. „Nicht sein Genie, — das hat er von Gott und das hat auch mancher andere", so sprach der treue Lehrer, „ist es, was mich staunen läßt und mir Bewunderung abnöthigt, nein es ist sein unabläßiges Arbeiten, sein bienenhafter Fleiß, seine strenge Gewissenhaftigkeit, seine Unerbittlichkeit gegen sich selber und seine wahrhaftige Anbetung der Kunst. Er wird in allen Dingen, die er anfaßt, von sich reden machen."

In Rom war es die Familie des Bankiers Anton Bendemann, wo Mendelssohn aus- und einging. Dort war auch Professor Julius Hübner, der ebenfalls zu Mendelssohn's Freunden gehörte. Die Reise nach Neapel und den Borromeischen Inseln machten zusammen: Director Schadow mit Frau und Kindern, Karl Sohn, Eduard Bendemann, Theodor Hildebrandt und Felix Mendelssohn.

Wie reizend es klingt, wenn man erzählen hört, wie Felix eines Tages in seiner Wohnung in Rom auf der Piazza d'Espagna phantasirend am Flügel sitzt und plötzlich eine köstliche Altstimme ein Motiv aus seiner Phantasie nachsingt. Auch die Freunde horchen auf. Es war eine Stimme, die ihm schon öfter melodisch ins Ohr gefallen: die junge Magd der Wirthin sang bei der Arbeit immer ihre italienischen Volkslieder. An jenem Tage aber sprang Mendelssohn überrascht auf. „Sie sang mein Thema ganz richtig!“ rief er. Die Fenster waren geöffnet, sie saß auf der Treppe und packte singend allerlei Früchte in einen großen Korb.

„Ach, wenn ich sie doch einmal in der Nähe singen hören könnte!“

„So rufe sie doch!“

„Ob sie kommen wird?“

Die Maler waren kecker als der Musiker, nach einer kurzen scherzhaften Unterhandlung führte man die Ueberwundene herein. Sie war weder hübsch noch graziös, — etwas scheu; aber sie erklärte sich bereit, ihre Lieder zu singen. Da schob man sie denn zum Flügel, die fröhlichen Gesellen gruppirten sich im Kreise und die selten schöne Altstimme ging vor ihnen allen auf wie ein ruhiger Mond. Mendelssohn begleitete phantasirend, was sie sang, es war ein reiches Bild und ein reicher Genuß.

Für die Ausbildung dieses Mädchens sorgte nun Mendelssohn von Stund' an in der aufopferndsten Weise, und — aus jener schlichten Magd der Piazza d'Espagna

wurde eine tüchtige Sängerin. Wie oft mag sie in dankbarer Erinnerung jenes jugendlichen Wohlthäters gedacht haben, dessen Hand sie aus dem Dunkel in das helle, warme Licht gezogen!

Auch die „lustige Person“ fehlte in diesem bunten Stücke nicht: jener alte tapfere General Lepel, der in Rom nur die Lage „des ollen Lochs“ der Rede werth fand, wohnte in demselben Hause. Und da geschah es denn eines Tages, daß Mendelssohn phantasirte und weiter und weiter spielte, ohne zu hören und zu sehen, was um ihn her vorging. So trat auch Se. Excellenz im bequemsten Hauscostüm herein und blieb hinter dem Flügel stehen, bis der Spieler die Hände von den Tasten nahm.

„Ah — Excellenz!“

„Guten Tag, Felix. Hast mir wol gar nicht bemerkt?“

„Nein, Excellenz!“

„Sonderbar! Ich stehe schon lange und höre dich zu. Siehst du, Felix, bilde dich nich ein, daß ich mir wünschte, so auf dem Klaviere spielen zu können wie du, nein, das würde sich vor mir gar nich passen, das wäre vor einem General nicht würdig, aber weißt du, was ich möchte? Ich dachte, wie ich so stand, daß ich doch meine schlechten Gefühle, wenn mir's gerade einfiele, so — so — auf die Saiten aushauchen könnte, wie du das herausbast.“

Wie oft wurde dies größte Lob aus dem Munde des alten Herrn noch scherzhafterweise unter den Freunden citirt!

Nach der Zahl der Lieder, die auf dieser poetischen Wanderung entstanden, scheint die Zahl der anziehenden Frauengestalten, denen er sie doch ohne Zweifel als eine Art von Ständchen dargebracht, eine ziemlich bedeutende gewesen zu sein, — die singenden, frommen Nonnen in Rom nicht zu vergessen, die ihn zu einem so schönen Frauenchor begeisterten. Die reizende Delphine Schauroth und die zarte, seelenvolle Josephine Lang sind aber die einzigen, die klar hervortreten aus dem lieblichen, nebelumhüllten Chaos. Nicht minder groß mag freilich die Razzia von Herzen gewesen sein, die er gehalten!

Er war unendlich empfänglich für Geist, Anmuth und Grazie, aber der Grund seines ganzen Wesens war auch hier wieder Goldgrund: die tiefste, strengste Sittlichkeit.

Beim heitern Zusammensein nach des Tages Last und Mühe, bei fröhlichen Festen erschreckten ihn später oft die sogenannten „Ehrenplätze" zwischen anspruchsvollen hochgeborenen Damen — d'un certain âge —, die dem Musiker mit großer Herablassung entgegenzukommen sich mühten. Wie er da leicht plötzliche Taubheitsanwandlungen bekam, weil an jenem ausgesuchten Platze ein so merkwürdiger Zugwind wehte, und wie er sich dann selber placirte, ganz an das Ende der glänzenden Tafel zu all jenen jungen Frauen und Mädchen, die ihn wie ihren König mit glückseligem Lächeln und strahlendem Blick empfingen! . . .

Auf Mendelssohn's letzten Briefen liegt ein Schleier tiefer Melancholie, die Todesnachrichten Goethe's, Zelter's

und seines Jugendfreundes, des Violinspielers Rietz, hatten ihn erreicht und mächtig erschüttert. Seine Antworten gehen alle aus Moll. Ueber den Eindruck, den die Kunde von dem Hinscheiden seines treuen und berühmten Lehrers auf ihn gemacht, schreibt er: „An dem Tage, an welchem ich die Nachricht von Zelter's Tode empfing, glaubte ich, ich würde sehr krank davon werden, habe mich auch die ganze vorige Woche nicht erholen können.“

Die reiche Saison in London, wo er und Paganini als die hellsten Sterne glänzten, vermochte nicht, die Schatten der Trauer zu verwischen, es trieb ihn gewaltsam heim, in die warme Atmosphäre der schönsten Liebe — zu Vater, Mutter und Geschwistern.

Nach Berlin zurückgekehrt, nachdem der erste Taumel des Wiedersehens und Wiederhörens vorübergerauscht, schrieb Mendelssohn wiederholt an Moscheles, um ihn zu einem abermaligen Besuche zu veranlassen, wobei die dringende Bitte nicht fehlte, die liebenswürdigste der Frauen mitzubringen. Als der Freund endlich zusagte, begann der Freudenbrief Mendelssohn's mit einer zierlich geschriebenen Trompetenfanfare. Auch fragte er nach einem Septett und Trio, das Moscheles in London kürzlich dem gemeinsamen Freunde Klingemann vorgespielt und das diesen so entzückt hatte, daß er eine Passage von vierzehn Noten, die er daraus im Kopfe behalten, Mendelssohn geschickt. „Ich möchte mehr davon hören“, schrieb Mendelssohn damals, „sie

gehen mir gar nicht aus dem Sinn, die kleinen Noten, ich trage sie immer mit mir herum."

Und als nun Moscheles in Begleitung seiner Frau wirklich herüberkam, da war der Freude kein Ende. Vier Wochen des schönsten Zusammenseins waren den Glücklichen gegönnt. Man empfing den Vielgefeierten mit großem Jubel, — aber so wohlthuend auch die öffentliche Anerkennung für den Künstler sein mußte, der Verkehr im Mendelssohn'schen Hause erquickte ihn noch viel mehr. Die Wunderblume von Fanny's Talent entzückte ihn, Paul und Rebekka spielten Cello um die Wette, man musicirte so recht con amore jeden Abend, unternahm in den schönen Herbsttagen gemeinsam allerlei Ausflüge, sang nachmittags unter den alten Bäumen im Garten Quartette, die Felix am Morgen componirt, veranstaltete kleine sinnige Feste mit Elfentänzen, man genoß das Beieinandersein und die schöne Gegenwart eben in vollen Zügen. Da wurde denn auch das ersehnte Septett und Trio gespielt, Mendelssohn arrangirte es sofort vierhändig und am Abend vor der Abreise der Freunde fand Moscheles das sauber geschriebene Manuscript auf dem Pult des Flügels, und Fanny und Rebekka hatten einen Asternkranz aus dem Garten darumgelegt.

Und das unerbittliche Scheiden kam:

Man trennt sich in die Lande —

wie's in jenem Liede vom Schifflein heißt.

Das Ehepaar Moscheles kehrte nach London zurück, aber: „Auf Wiedersehen!" klang es herüber und hinüber.

Diesem köstlichen Herbst folgten leider Nebel, Reifschauer und Schneegestöber, das heißt: eine Zeit der Ungewißheit, Zweifel, Unstetigkeit und leisen Verstimmung. Hatte doch der Tod Bernhard Klein's ohnehin einen neuen Kummer auf das Herz Mendelssohn's gelegt. Die Stelle Zelter's als Director der Singakademie, um die sich Felix, der Lieblingsschüler des großen Todten, auf den Wunsch der Aeltern und Geschwister beworben, wurde nämlich im December nach langen, geheimen Debatten dem ernsthaften Componisten der „Mort d'Abel“, dem Musikdirector Rungenhagen, geboren 1778, zuertheilt. Man sagt, daß die Damenstimmen hierbei den Ausschlag gegeben. Wer bei dieser Wahl hätte hinter den Coulissen stehen dürfen! Welch ein Zwitschern, Flattern, Krächzen, Flöten, Piepen aus allen Tonarten! So viel war gewiß, die Nachtigallen, Lerchen, Amseln, Finken, Drosseln, Meisen, Zeisige, Schwalben und Grasmücken wollten einen jungen König haben, aber die Krähen, Spechte, Kreuzschnäbel und vor allen die Sperlinge verlangten mit Gewalt ein bemoostes Haupt zu ihrem Herrscher; und berliner Spatzen sollen, der Sage nach, kecker aufzutreten und ihr Stimmrecht lauter zu behaupten verstehen als die Spatzen an andern Orten. Gewisse Damen, die ihr Alter seufzend nicht mehr nach Frühlingen, sondern nach Wintern zählten, fanden es unerträglich, einen Dirigenten vor sich zu haben, den sie als Kind auf den Armen gewiegt, und dem man obendrein — ein erschreckend gutes Gedächtniß nachrühmte. Die Nebelwolken aber zerstreuten sich bald genug, eine Natur

wie Mendelssohn konnte nicht lange von einer fehlgeschlagenen Hoffnung bedrückt werden, und so schrieb er denn eines Tages an Moscheles: „Wenn Du an mich denkst, so denke Dir wieder einen lustigen Musikanten, der mancherlei macht, noch viel machen will und alles machen möchte!"

Die Sonne brach durch, der Frühling schaute von den Bergen:

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und wehen Tag und Nacht
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun armes Herze, sei nicht bang,
Nun muß sich alles — alles wenden ...

Und es wendete sich, — denn in den Pfingsttagen des Juni 1833 stand Felix Mendelssohn an der Schwelle eines neuen selbständigen Lebens, einer ersehnten Thätigkeit: am Dirigentenpult im Concertsaal zu Düsseldorf.

II.

In Düsseldorf.

O Jugend, o schöne Rosenzeit,
Die Wege, die Stege sind mit Blumen bestreut.

Heinrich Heine in seinen „Reisebildern" sagt von dieser seiner Vaterstadt: „Düsseldorf ist eine Stadt am Rhein, da leben 16000 Menschen und viele 100000 liegen da begraben. Sie ist sehr schön, und wenn man in der Ferne an sie denkt, wird einem wunderlich zu Muthe."

Als Mendelssohn dort eintraf, waren wol mehr als 16000 Lebende allda versammelt, nicht allein weil

Pfingsten, das liebliche Fest war gekommen —

die Stadt zeigte überhaupt eine ganz andere Physiognomie wie zu jener Zeit, als der ungezogene, aber unwiderstehliche Liebling der Grazien und Musen noch ein Schüler des Franciscanerklosters war und sich an der Theaterecke, unweit des mächtigen Kurfürstenstandbildes, warme Apfeltörtchen kaufte. Düsseldorf hatte einen gewaltigen Aufschwung genommen, seit Wilhelm von Schadow dort ein-

gezogen mit dem glänzenden Gefolge der jüngern Maler: Lessing, Hildebrandt, Sohn, Mücke, Hübner, Schirmer, denen bald Bendemann und Steinbrück gefolgt waren. In jenen so lange verödeten Räumen des alten Schlosses, von denen Heine behauptete, daß dort zu nächtlicher Weile eine „schwarzseidene“ Dame ohne Kopf mit rauschender Schleppe umgehe, standen Staffeleien, jene „Arbeit, die auf Schönheit geht“, begann, und farbenprächtige Bilder trugen den Ruhm der Düsseldorfer Schule in alle Welt. Lessing malte sein edles Königspaar, Hildebrandt die Judith, die Kinder Eduard's waren schon vor der italienischen Reise entworfen worden, Bendemann jene Trauernden, die an den Wassern Babylons saßen, Sohn seinen schönen Hylas und Schirmer seine tiefpoetischen Landschaften.

Den zweiten Hofhalt bildete Immermann, der geniale Dichter, der eben sein „Tulifäntchen“, diesen epischen Kolibri, wie Heine so reizend sagt, in die Welt flattern ließ, mit seinem Kreise, in dem die Gestalten der zarten Gräfin Ahlefeldt mit ihren hocharistokratischen Alluren, der geistvollen Elisabeth Grube, der liebenswürdigen Dichter von Uechtritz und Zedlitz, des feinen Kunstforschers Schnaase und des wunderlichen Grabbe besonders hervorleuchteten.

In einer abgelegenen Zelle der Akademie, deren Wände bedeckt waren mit genialen Skizzen, las man den „Hamlet“, „Wallenstein“, „Egmont“, „Romeo“, den „Standhaften Prinzen“, die „Opfer des Schweigens“, den „Gestiefelten Kater“, den „König Oedipus“ und vieles andere, und hielt

die ersten Redeproben zu jenen berühmten Mustervorstellungen, die so viel Aufsehen erregten und in denen ein Seydelmann als Gast auftrat.

Immermann erzählt von jenen Stunden in der Zelle: „Unter den Fenstern rauschte der Rhein, die weißen Wände röthete die Frühlingssonne. Bei dem Klange der Wellen in dem rosigen Schein wurden die Silben gemessen, Accente festgestellt, die Schattirung an der Rede ausgearbeitet.“

Neben diesen beiden hellstrahlenden Gruppen der Maler und Dichter erschien nun eine dritte musikalische mit ihrem leuchtenden Mittelpunkt: Felix Mendelssohn.

Ein Pfingst-Musikfest! Das Wort klingt schon so fröhlich wie ein A-dur-Accord. Man fühlt den Sonnenschein, athmet jene laue Luft, die „blau geflossen“ kommt, und den Duft von blühendem Flieder. Den Stiftern dieses großartigen Ständchens, das seit 1818 der Frühling am Rhein gleichsam dem Sommer bringt, wird gewiß jeder im Herzen wärmsten Dank sagen, der einmal solches Fest mitfeiern half. In großen Processionen zogen und ziehen sie herbei, von allen Seiten, von nah und fern, die Musiker und Musikfreunde, und über der Pforte jedes rheinischen Concertsaals in den Pfingsttagen könnte mit Fug und Recht das Motto stehen:

Wer zählt die Häupter, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen,
Der Saal faßt kaum die Schar der Gäste,
Die wallend strömen zu dem Frühlingsfeste.

Und die lebendigen Blumen, die dabei erschienen, all jene Rosen, Lilien, Tulpen, Veilchen, Tausendschön und Vergißmeinnicht, der Ranunkel und verschiedener Küchenkräutlein nicht zu gedenken! Es war und ist bis zur Stunde eine Ausstellung von reizenden Gestalten, Gesichtchen, Toiletten und — nebenbei auch Stimmen. Man kam abwechselnd in Köln, Aachen, Düsseldorf und Elberfeld zusammen in den Pfingsttagen, um zu sehen, gesehen zu werden, zu hören, zu bewundern, zu singen und zu spielen:

so ging es und geht es noch heute.

Das Concertprogramm jenes düsseldorfer Musikfestes, das Felix Mendelssohn zum ersten mal dirigirte, bestand aus folgenden Nummern:

Ouverture in C-dur von Mendelssohn;
Händel's „Israel in Aegypten";
Die große Leonoren-Ouverture in C;
Beethoven's Pastoral-Symphonie;
Ostercantate von Wolf;
„Die Macht der Töne" von Winter.

Außerdem spielte Mendelssohn ein Weber'sches Concert. Die Sopransoli sang der Liebling Berlins, die gefeierte Pauline von Schätzel-Decker, die Freundin des Mendelssohn'schen Hauses. Ihre süße Stimme und ihr seelenvoller Vortrag waren von hinreißender Wirkung.

Mendelssohn's Erscheinung erregte in den Proben schon das lebhafteste Interesse. Wie neugierig hefteten sich schöne und nichtschöne Augen auf jenen feingebauten Mann mittlerer Größe, mit dem dunkeln, leichtgelockten Haar,

der gedankenvollen Stirn und dem vornehmen Munde. Und diese schlanke, fast mädchenhaft zarte Hand, die den Taktstab ergriff, sollte all diese Ton- und Menschenmassen bändigen? Man wartete voll Spannung. Aber schon die ersten ruhig bescheidenen Worte, mit denen er sich einführte, die Art seiner Ansprache an die Sänger und Sängerinnen in ihrer liebenswürdigen Heiterkeit, erregten das günstigste Vorurtheil für den „Berliner". Eine Stunde später — und das Orchester spielte mit einem Feuer und Schwung wie noch nie, die alten Musikanten warfen ihrem jungen Dirigenten heimlich Liebesblicke zu und murmelten untereinander: „Der versteht's!" Die Sänger fanden, daß man's mit ihm wol wagen konnte — und die Damen?! — Den Finger auf die Lippen: tace...

Die Aufführung selbst war ein Ereigniß. Das warmherzige empfängliche Völkchen der Rheinländer erschien wie berauscht. Jubel, Tusch, Blumen, Lorberkränze, leuchtende Augen, glühende Wangen. Man wollte sie festhalten um jeden Preis, diese schlanke Hand, — einstimmig wurde Mendelssohn zum städtischen Musikdirector erwählt, eine Stellung, die man erst für ihn schuf, und zu allgemeiner Freude nahm er diese Wahl für einige Jahre an.

Daß Felix Mendelssohn in den damaligen düsseldorfer Kreisen sich rasch heimisch fühlen mußte, war wol natürlich. Niemand trat bei aller Hingebung an seine geliebte Kunst weniger als einseitiger Musiker auf als eben er.

Sein glänzender und elastischer Geist streckte die Fühlfäden nach allen Seiten hin aus, alles Schöne, Große, Edle, in welcher Form es ihm entgegentreten mochte, zog ihn an und beschäftigte ihn lebhaft. Hatte man ihn doch im Aelternhause daran gewöhnt, nicht allein zu hören, sondern auch zu sehen, — und Augen wie die seinen konnten eben nur schön sehen. Von frühester Jugend auf waren Lessing, Goethe, Schiller, Shakspeare seine Freunde gewesen, und sein bedeutendes Zeichnertalent zu üben hatte er, bei seinem regen Eifer, sich nach allen Richtungen hin auszubilden, immer und überall Zeit gefunden. Gumprecht sagt: „Eine fast weibliche Weichheit des Gefühls und eine vielbewegliche, jeden äußern Eindruck rasch und feurig auffassende Phantasie sind hervortretende Eigenthümlichkeiten in Mendelssohn's Individualität. Zu diesen an sich zweideutigen Geschenken der Götter trat indessen läuternd und kräftigend ein unbestechlicher Verstand, und was das Wichtigste ist, ein fest auf sich beruhender Charakter."

Wie fein sein Kunstsinn, beweisen zahllose Stellen in seinen Briefen, und wie voll von Poesie seine Seele, zeigt jeder Takt seiner Schöpfungen. Die Maler empfingen ihn damals wie einen von ihrer Zunft, und sogar der etwas exclusive Dichterkreis nahm ihn als ebenbürtig freudig auf. Mit besonderer Lust fing er wieder an zu zeichnen und zu malen, und viele reizende Albumblätter, Arabesken und Entwürfe, die sich in den Händen seiner verschiedenen Freunde befinden, beweisen, wie groß sein Talent, wie sicher sein Auge, wie reich seine Phantasie

und wie graziös seine Hand. Auch eine allerliebste kleine Federzeichnung in einem Briefe an Moscheles fällt in jene Zeit. Ein Pathenbrief war nämlich von London nach Düsseldorf geflogen; Moscheles bat den jungen Freund zu Gevatter zu einem Sohn, der ihm geboren worden war. Das ganze Orchester, einen Tusch ausführend, prangt über dem jubelvollen Antwortschreiben, und wenige Tage später flog die Abschrift des lieblichen Wiegenliedes: „Schlummre und träume von künftiger Zeit", über den Kanal zu der schönen jungen Mutter und dem Pathenkinde Felix Moscheles.

Es liegen mir — aus brieflicher und mündlicher freundlicher Ueberlieferung — viele anmuthige Züge und Details aus Mendelssohn's Leben in Düsseldorf vor. Wie sich seine Stellung als Künstler in jener Epoche gestaltete, was er dort als Dirigent geleistet, erzählen verschiedene Biographien Mendelssohn's und Immermann
aus seinem Privatleben aber konnte nur Freundesmund berichten. Man weiß, wie wunderbar schön sich anfangs das Verhältniß des Dichters zu dem Musiker gestaltete, welche Hoffnungen man aus diesem seltenen Zusammenwirken für die Bühne schöpfte. Immermann sollte das Drama, Mendelssohn die Oper leiten. Am 28. October 1834 wurde das düsseldorfer Theater mit Kleist's „Prinzen von Homburg" und einem Festspiel Immermann's eröffnet. Das überfüllte Haus strahlte im reichsten Schmuck schöner

Frauen. Rafael's Parnaß, von den Malern in höchster Vollendung gestellt, erschien auf der Bühne unter ergreifender Musikbegleitung, die Mendelssohn componirt hatte. In sichtlicher Erregung folgte die zärtliche Freundin des Dichters, die Gräfin Ahlefeldt, deren feiner Kopf mit dem Leidenszug um die Lippen in der Loge zunächst der Bühne auftauchte, der Dichtung, und am Schlusse gab der Lorberkranz, den ihre schlanke Hand auf die Bühne warf, das Signal zu einem allgemeinen Blumenregen. Mit noch größerer Begeisterung wurden die ersten Opernaufführungen unter der Leitung Mendelssohn's: Mozart's „Don Juan" und Cherubini's „Wasserträger", sowie Goethe's „Egmont" mit Beethoven's Musik aufgenommen. Das waren Blumen, die sich gleichsam aus einer Decke von Schutt emporgearbeitet hatten, Rosen, die in einem wilden Garten emporwuchsen; Riesenkraft und Riesenenergie, wie sie nur die göttliche Begeisterung für die Kunst zu geben vermag, hatte dazu gehört, alles, was zerstreut umherlag, zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen. Die Menge sah nur das vollendete und herrliche Werk und freute sich daran, niemand wußte, wie viel Geduld, Mühe, Arbeit, Aerger und Streit vorhergegangen. Vielleicht war es eben der überaus glänzende Erfolg jener Opernvorstellungen, der mächtige Eindruck, den die Musik ja allezeit auf das große Publikum machen muß, jener unwiderstehliche Zauber, den sie auf das Volk überhaupt ausübt, welche Immermann um das Schicksal seiner dramatischen Vorstellungen besorgt werden ließ und

ihn zu jenen vielbesprochenen Bestrebungen verleiteten, die Oper um jeden Preis in den Hintergrund zu drängen, — vielleicht waren es auch die unverhohlenen Bemühungen des jungen, feurigen Musikers, seiner geliebten Kunst den ersten Platz zu sichern, die den Repräsentanten des „reizbaren Geschlechts der Dichter" ungeduldig machten, genug, es kam gar bald zu kleinen und größern Reibungen. Keiner gab nur eines Fingers Breite nach — keiner wich von seiner Stelle, und so nahm die Entfremdung der einst so innig Befreundeten trotz der Vermittelung anderer von Tag zu Tag zu, ging in wirkliche Spannung über und endete mit einem offenbaren Bruch des Verhältnisses. Es läßt sich über jene complicirten düsseldorfer Conflicte noch kein bestimmtes Urtheil fällen, und viel weniger ausführlich reden, es liegen zu frische Gräber ringsumher, über die noch kein Gras gewachsen, — wer hätte Muth, diese heiligen Ruhestätten zu berühren!

Und dennoch erwuchs eben in Düsseldorf trotz dieser unfreundlichen Lüftchen, trotz des bald heitern, bald bewölkten Himmels die königliche Palme des „Paulus" ruhig und ungestört hoch und höher empor.

Eine geist- und seelenvolle Freundin Mendelssohn's aus jener Zeit, die damals eine wunderschöne, junge, glückliche Frau und jetzt eine junge, glückliche Großmutter, Malwine B. S., erzählt so reizend von dem damaligen Privatleben Mendelssohn's, das eben ein so wohlthätiges Gegengewicht bildete zu dem Wust von unerquicklichen Geschäften und mannichfachen Kränkungen seines dortigen

Künstlerlebens. Ihre erste Bekanntschaft mit ihm entspann sich folgendermaßen.

Vater, Mutter und Schwester Rebekka besuchten den geliebten Sohn und Bruder in seiner neuen Heimat. Sie wohnten im Breidenbacher Hof, jenem jungen Ehepaar, einem ausgezeichneten Arzt mit seiner Frau, gegenüber. Wie oft mögen die glänzenden Frauenaugen, hinter Blumen hervorlauschend, auf jene glückliche Familiengruppe geschaut haben, die sich dort drüben am Fenster zeigte, und deren Mittelpunkt der gefeierte junge Musikdirector bildete.

Und eines Abends, nach dem Thee, als das junge Paar plaudernd über solch selten interessantes vis-à-vis beisammensaß, hörte man rasche Tritte auf der Treppe, ein hastiges Klopfen an der Thür, und Felix Mendelssohn stürzte herein, ohne Hut, in höchster Aufregung, und bat den jungen Arzt in hastigen Worten inständig, auf der Stelle mit herüberzukommen, die Mutter sei plötzlich erkrankt.

Sofort eilte Doctor B. mit ihm zur Kranken. Frau Mendelssohn hatte eine Art Schlaganfall bekommen und war bewußtlos, die Familie in größter Bestürzung um die Geliebte. Die nöthigen Mittel wurden angewandt, und nach einer gemeinsam durchwachten Nacht hatte der junge Arzt die Freude, die theuere Kranke außer Gefahr erklären zu können.

Zwei Tage später kam der alte Herr mit Felix und Rebekka herüber, um dem neuen Freunde zu danken und

mit thränenvollen Augen die Bitte auszusprechen, am Nachmittage vereint die vielgeliebte und verehrte Mutter zu besuchen. Das junge Paar folgte nur allzu gern der dringenden Einladung und ging hinüber. Als sie ins Zimmer traten, saß die Genesene in der Sofaecke und empfing ihren liebenswürdigen Arzt und seine reizende Gefährtin mit einem strahlenden Lächeln. Neben ihr lag, von den Anstrengungen und Aufregungen der letzten Tage erschöpft, mit der schlanken Hand die Hand der Mutter fest umfassend, Felix, mit dem Kopf in die Sofaecke gelehnt, und war eingeschlafen. Die Mutter zeigte mit bittendem Blick auf den Liebling und streckte die freigebliebene Hand aus zum Gruße. Der Sohn schlief so tief, daß er von all den kleinen Präliminarien einer ersten Einführung nicht das Geringste vernahm. Die schöne Stirn gesenkt, die dunkeln Wimpern fest auf den Wangen ruhend, die feinen Lippen sanft geschlossen, blaß, und leise athmend, so ruhte er — das anmuthigste Bild. Rebekka, das liebliche junge Mädchen, in einer Anwandlung jenes übermüthigen Glücksgefühls, wie es eine überstandene Gefahr so leicht bringt, konnte der Versuchung nicht widerstehen, den Schlummernden mit den Rockschößen an das Sofa festzunähen. Leise, mit Augen und Lippen protestirte die Mutter gegen diesen Schelmenstreich — vergebens, Rebekka ließ sich nicht stören. „Nie vergesse ich das halb verlegene, halb lachende Gesicht des Erwachenden, als er endlich zur Verbeugung zu erheben sich mühte und gefesselt fühlte“, erzählt die Freundin. „Das waren unvergeßliche Stunden, die uns in ihrem Ernst und

unwillkürlichen Humor einander näher brachten, als es ein monatelanger Verkehr gewöhnlicher Geselligkeit vermocht hätte", versicherte sie. Die Unterhaltung war sofort wundervoll frisch und lebendig, wie zwischen alten Freunden. Man gab sich so unbefangen und offen, als ob man sich jahrelang gekannt! Und so konnte es auch geschehen, daß die junge Frau in ihrer heitern Liebenswürdigkeit im Laufe des Gesprächs gewisse kleine Seltsamkeiten dortiger Kreise in harmloser Weise persiflirte. Da sprang Felix wie elektrisirt auf, und lachend der reizenden Sprecherin die Hand reichend sagte er: „Das ist alles wahr und alles richtig, und genau so finde ich's auch, aber — eine schöne Frau darf's sagen und ich nicht, — das ist der Unterschied!" Ehe Mendelssohns von Düsseldorf abreisten, führten sie ihre jungen neuen Freunde in jenes Haus ein, das sie ihr liebstes Asyl nannten und als Ruhepunkt oder eine Art von Heimat bezeichneten: in das gastfreie, kunstliebende Haus der Familie von W.

Die Familie von W. wurde damals repräsentirt durch den Vater, einen herrlichen frischen Greis, drei Söhne und zwei hochbegabte liebenswürdige Töchter. Alle waren musikalisch, die Mädchen sangen bezaubernd, und Ferdinand, der älteste Sohn, hatte einen Tenor, wie er vielleicht schöner nie in Deutschland erklang. Für alle Künstler von fern und nah war das W.'sche Haus eine Art Sammelplatz, eine frische, schöne Oase in der heißen Weltwüste, für die Mendelssohn'sche Familie aber ein Lieblingsplätzchen, eine Station, an der man aussteigen mußte,

und die Paul Mendelssohn sogar sehr bezeichnend die „große Fermate" nannte. Felix hat den Schwestern W. mehrere Liederhefte gewidmet, sie waren es, die ihn damals unbewußt zur Liedercomposition trieben. Wie oft kam er mit einem eben beschriebenen Blatt in den Händen, einem neuen Liede zu ihnen, um sich's vorsingen zu lassen. Wenn dann eine oder die andere der süßen Mädchenstimmen neben ihm seine musikalischen Gedanken so klar und warm wiedergab und das Tiefempfundene gleichsam Gestalt gewann und von dem fremden Herzen tief empfunden wie ein Echo zurückklang, da sprang der junge Componist wol in überwallender Erregung auf, erfaßte die kleinen weißen Mädchenhände und rief: „Das ist Herzensfreude! So muß man deutsche Lieder singen!"

Jene Abende im W.'schen Hause, wenn Ferdinand und die Mädchen sangen, Felix mit dem ausgezeichneten Cellisten Rietz spielte oder auch über Ebengehörtes vor dem auserlesenen Kreise phantasirte, so schön, daß er sie alle bezauberte, jung und alt, wo man nachher Pfänder spielte, und Mendelssohn als der Heiterste, Kindlichste unter allen erschien, waren so recht seine Erholung und Erquickung. Wer ihn als flotten Tänzer umherfliegen sah im Kreise junger Mädchen und Frauen, oder mit verbundenen Augen, von warmen, kleinen Händen gezupft, lachen hörte, in all dem Gewirr fröhlicher Stimmen, der konnte schwerlich ahnen, daß wenige Stunden später derselbe Mann — so fern mit seinen Gedanken von dem Schauplatz des heitern Treibens wie der Himmel von der Erde — die Stirn

über den Text des „Paulus“ geneigt, wie er ihn aus den Händen seines Freundes, des Predigers Schubring, empfangen, jene erhabenen Melodien niederschrieb, die über die Welt ziehen sollten wie Lichtstrahlen. Oft kam er auch herüber am Tage in das Haus jener jungen Frau, um an ihrem Flügel die eine oder andere Melodie zu probiren, und scherzend zu fragen: „Nicht wahr, das klingt?!“

Die Freunde verwöhnten ihn übrigens nicht mit Lob, man fütterte ihn keineswegs mit dem Zuckerwerk der Schmeichelei. Man tadelte ihn vielmehr ohne allen Rückhalt, wenn er irgendetwas brachte, das dem einen oder dem andern nicht behagte. Wie manchmal saß er unter ihnen, den Kopf auf die Hand gestützt, die Notenblätter vor sich, und sagte: „Aber ich meine es eben so am besten ausgedrückt zu haben, es stand mir gerade so in der Seele, und nun ist mir's so leid, daß ihr's anders hört! Ich denke, ihr werdet's eines Tages schon einsehen, daß ich doch recht hatte — es wird die Stunde kommen, wo es euch besser klingt.“

Und sie sahen es auch ein, — und jene Stunde kam sicher. Eines Ausspruchs über Vater Haydn erinnert sich Hildebrandt, den auch ich als charakteristisch citiren möchte.

Die Freundesschar tadelte einmal bei Gelegenheit eines kleinen fröhlichen Gelages, den Becher in der Hand, den „matten“ Chor zum Lobe des Weins in den „Jahreszeiten“. „Da wollten wir doch ein anderes brausendes Lied singen“, hieß es, „der Alte muß damals gewaltig schlechten

Wein getrunken haben, um so wenig ins Feuer über ihn zu gerathen", rief man übermüthig.

Mendelssohn lächelte. „Vater Haydn wird euch die Lästerung vergeben", sagte er, „und geduldig warten, bis ihr zur Besinnung gekommen seid. Laßt die schäumende Jugendzeit einmal vorübergegangen sein und singt dann seinen Chor beim Glase Wein und erzählt mir wieder, ob er euch noch matt erscheint. Jetzt ist euch das Glas Wein noch eine Hauptsache, — Haydn, als er den Chor schrieb, trank den Wein nicht wie ihr, um ihn zu genießen, sondern um sich zu neuer Arbeit zu stärken und dieser Stärkung zu freuen. Ich sage also: Wartet!"

„Wir wunderten uns so oft über soviel Weisheit in diesem jungen Kopfe", sagt Hildebrandt, „wir fühlten ihn oft so hoch über uns, und dann wieder war er doch so kindlich fröhlich, so übermüthig wie der Jüngsten einer."

Die Begeisterung, mit welcher der „Paulus" noch vor seiner Vollendung in seinen einzelnen Theilen in dem dortigen Kreise einstudirt und aufgenommen wurde, ist unbeschreiblich. Wenn Mendelssohn einen oder den andern der Chöre probiren ließ, sammelten sich die Zuhörer in Massen und brachen oft in lauten Jubelruf aus. Ein köstlich heiteres Intermezzo erlebte die liebenswürdige Freundin in ebensolcher Probe. Mendelssohn hatte Ferdinand von W. gebeten, die Recitative zu singen, die er selber immer erst mitbrachte, wie er sie eben niedergeschrieben, so auch die verbindenden Stellen in dem Heidenchor. Allzu deutlich waren

die Textworte dieser Blätter freilich nicht aufgezeichnet, und als die Stelle kam: „Als das die Heiden hörten, wurden sie froh", geschah es, daß die herrliche Tenorstimme mit lebhaftem Ausdruck sang:

Als das die Heiden hörten, wurden sie frech!

Dieser specifisch rheinische Ausdruck rief, trotz der Feierlichkeit der Stimmung, ein wahrhaft homerisches Gelächter hervor. Der Sänger stutzte, es zuckte über sein Gesicht und er sah zu Mendelssohn herüber. Der aber lag mit beiden Armen über den Flügel hingeworfen und schüttelte sich vor Lachen. Nun lachte der Sänger auch und es währte lange, ehe er selber sowie der Dirigent und alle Anwesenden sich hinlänglich gefaßt, um die verfängliche Stelle in ihrer ursprünglichen Lesart wiederholen und hören zu können.

Zur ersten Aufführung des „Paulus", welche in Düsseldorf später stattfand, als Mendelssohn schon der Stadt Leipzig angehörte, die er aber selber dirigirte, waren Mutter und Geschwister aus Berlin herübergekommen, und vielleicht ist nie wieder das Werk so vollendet zu Gehör gebracht worden als eben hier, in der ersten warmen Begeisterung für den Componisten und seine Schöpfung. War doch der „Paulus" unmittelbar unter den Augen der Mitwirkenden emporgewachsen. Jeder glaubte einen gewissen Antheil zu haben an dieser Wunderblume. Nur eine kleine Stelle schwankte, einer der falschen Zeugen irrte. Fanny Hensel, die im Alt saß, wurde todtenbleich, neigte sich vor, das Notenblatt etwas erhoben, und sang

dem Verirrten die richtigen Noten so fest und sicher vor, daß er sich sofort zurechtfand. Felix drückte der geliebten Helfershelferin nach der Aufführung mitten unter all dem Jubel zärtlich die Hand und sagte mit seinem sonnigen Lächeln: „Gut, daß es gerade die falschen Zeugen waren.“

Wie in jener Zeit des düsseldorfer Lebens die eine Kunst der andern immer die Hand reichte, so bildeten auch die Beethoven'schen Sonaten in einer neuen Gestalt einen wunderschönen Schmuck der verschiedenen Feste. Mendelssohn hatte mehrere von ihnen instrumentirt und man führte nun einzelne Sätze zu lebenden Bildern auf, die in seltener Vollendung gestellt wurden, und erreichte so, mit Hülfe schöner Frauen und charaktervoller Männerköpfe, die glänzendsten Effecte. Es war ein selten harmonisches Zusammenwirken der Farben, Töne und — genialen Menschen. Der Trauermarsch aus der As-dur-Sonate begleitete gar manchen auf dem letzten Gange; nur als man im Spätherbst des Jahres 1836 den genialen jungen Musiker Norbert Burgmüller zu Grabe trug, hatte Mendelssohn einen eigenen Trauermarsch componirt, der von unbeschreiblicher Wirkung gewesen sein soll.

In größerm Stil und unter sorgfältigster Vorbereitung versuchte man auch Händel'sche Oratorien in obenerwähnter Weise zu illustriren, nämlich die Aufführung mit Bildern zu begleiten, und Mendelssohn war ganz Feuer und Flamme für diese Idee. Er stützte sich auf den ursprünglichen Gedanken Händel's, seine Oratorien von der Bühne herab,

umgeben von einem gewissen Pomp, auf die Menge wirken zu lassen. So setzte man denn Händel's „Israel in Aegypten" mit lebenden Bildern gleichsam in Scene. Die berühmtesten Künstlerhände malten die Decorationen, das Meer brauste daher und die herrlichsten Gestalten der biblischen Geschichte tauchten auf in warmer lebensvoller Schönheit. Diese Vorstellung hinterließ einen wahrhaft überwältigenden Eindruck.

Wie neckende Streiflichter fliegen gar manche Berichte aus Freundesmund über den künstlerischen Ernst jener Tage. Mendelssohn hatte eine Lieblingsgeschichte aus der Römerzeit, nämlich jene starre, todesstille Senatsversammlung, die ein harmloser Gallier für Steingebilde hielt und deshalb den einen im Kreise am Barte zu zupfen sich erkühnte; aber das vermeintliche Steinbild bekam Leben und schlug den Vorwitzigen mit einem Schwertstreich nieder.

In Erinnerung an diesen Vorgang war es denn zwischen Hildebrandt und Mendelssohn eingeführt, daß man sich bei einer Begegnung, gleichviel in welcher, selbst in der vornehmsten Gesellschaft, niemals eher Guten Tag sagte als unter einer gewissen Formalität. Hildebrandt mußte nämlich plötzlich stehen bleiben, ein starres Gesicht machen und Mendelssohn ging langsam und feierlich auf ihn zu und zupfte ihn am Barte, worauf er einen gewaltigen Römerschlag auf die Schulter empfing, der den Zauberbann löste. Dann erst begrüßte man sich mit gewohnter Herzlichkeit.

Einen wärmern, günstigern Boden für die rasche Entfaltung seines künstlerischen Selbst hätte Mendelssohn doch wol an keinem Orte der Welt finden können als in dem damaligen Düsseldorf. Ob wol die Zauberblüte sich so strahlend erschlossen haben würde, wenn sie hätte auf anderer Erde wachsen müssen? Diese unausgesetzte Anregung, diese Wechselwirkung, dieses innige Zusammensein mit den bedeutendsten Menschen — mußten ja wie zeitigende Lichtstrahlen wirken.

Aber das alte traurige Lied heißt:

Und scheint die Sonne noch so schön,
Am Ende muß sie untergehn —

Und so fand denn auch das düsseldorfer Leben Mendelssohn's seinen Abschluß, viel früher, als man es erwarten durfte, in seiner Berufung nach Leipzig als Dirigent der Gewandhausconcerte. Sebastian Bach's geliebte Lindenstadt wurde die zweite Heimat seines glühendsten Bewunderers.

III.

In Leipzig.

> Und frische Nahrung, neues Blut,
> Saug' ich aus freier Welt.

Am 4. October 1835 dirigirte Felix Mendelssohn in dem altehrwürdigen Gewandhaussaale, dessen Orchesterpodium der Spruch schmückt: Res severa est verum gaudium, das erste Concert unter dem lebhaftesten Beifall des zahlreich versammelten Publikums. Das Programm lautete: „Meeresstille und glückliche Fahrt", diese hinreißende Ouverture; Scene und Arie aus „Lodoiska" von Cherubini, gesungen von der schönen sympathischen Stimme des Fräuleins Henriette Grabau; ein Violinconcert von Spohr, gespielt von dessen Schüler Musikdirector Berka aus Berlin; Introduction aus Cherubini's „Ali Baba"; endlich Beethoven's B-dur-Symphonie.

Ueber Fräulein Grabau schrieb Mendelssohn an Hildebrandt: „Ich habe hier eine Sängerin gefunden, die so schön Beethoven'sche und andere Lieder singt, daß ich in

Versuchung gerathe, wieder einmal nur Lieder zu componiren. Aber sei ruhig: ich arbeite fleißig an meinem «Paulus».“

Ein reicher Musikherbst folgte jener schönen Einleitung der ersten Mendelssohn'schen Thätigkeit in Leipzig. Moscheles kam von England herüber, veranstaltete ein brillantes Concert, wo er mit Mendelssohn sein berühmtes „Hommage à Haendel“ spielte, das durch dieses wunderbare Zusammenwirken einen beispiellosen Erfolg errang, und der gefeierte Tenorist Wild trat auf, um die Frauenherzen zu schmelzen durch den Vortrag der großen Belmonte-Arie aus der „Entführung“.

Der geniale Chopin schloß bei einem kurzen Besuche in Leipzig damals mit Felix Freundschaft, der Stern Klara Wieck ging am leipziger Kunsthimmel auf und Ferdinand David ließ seine Zaubergeige zum ersten mal im Gewandhause ertönen. Man bemühte sich sofort diesen theuersten Jugendfreund Mendelssohn's festzuhalten, und trug dem berühmten Künstler die durch den Tod Mathäi's frei gewordene Concertmeisterstelle im Gewandhausorchester an. Er ließ sich halten und steht heute noch dort an seinem Musikpult, einer der glänzendsten Mittelpunkte des leipziger Musiklebens und die Seele des Conservatoriums.

Der erste herbe Schmerz traf in jenem Herbst das Herz Mendelssohn's: er verlor den geliebten Vater, dem er sich stets in zärtlichster Liebe und kindlicher Bescheidenheit untergeordnet, wie seine Briefe an den Vater und über den Vater so rührend zeigen.

Sein Brief an den Prediger Schubring in Dessau verräth sein tiefes Leid in ergreifender Weise.

„Es ist das größte Unglück, das mir widerfahren konnte", schreibt er, „und eine Prüfung, die ich nun entweder bestehen oder daran erliegen muß. Ich sage mir dies jetzt nach drei Wochen ohne jenen scharfen Schmerz der ersten Tage, aber ich fühle desto sicherer: es muß für mich ein neues Leben anfangen oder alles aufhören, — das alte ist nun abgeschnitten."

An einer andern Stelle dieses Briefes heißt es: „Ich weiß nicht, ob Du wußtest, wie besonders seit einigen Jahren mein Vater gegen mich so gütig, so wie ein Freund war, daß meine ganze Seele an ihm hing und ich während meiner langen Abwesenheit fast keine Stunde lebte, ohne seiner zu gedenken; aber da Du ihn in seinem Hause mit uns allen und in seiner ganzen Liebenswürdigkeit gekannt hast, so wirst Du Dir denken können, wie mir zu Muthe ist. Das Einzige bleibt da die Pflicht zu thun, und dahin suche ich mich zu bringen mit allen meinen Kräften, denn er würde es so verlangen, wenn er noch gegenwärtig wäre, und ich will nicht aufhören, so wie sonst nach seiner Zufriedenheit zu streben, wenn ich sie auch nicht mehr genießen kann."

Und er bestand diese Prüfung und wandte sich mit all dem heiligen Ernst seiner Künstlerseele, der edelsten, ernstesten Arbeit zu — der Vollendung seines „Paulus". Es war vielleicht der Chor:

Siehe! Wir preisen selig die — .

welcher in dem Andenken an den heißgeliebten Verklärten entstand, und manche Thräne fiel wol auf die Blätter.

Ach, es gibt nichts für mein Gefühl, was schmerzensvoller und doch ergebener, frommer, erhebender klingen kann als eben dieser Chor. Was die Musiker über die Schönheit der Composition gesagt, ich denke nicht daran, mir ist nur, als hätte dies: „Siehe!“ das eigene Herz des Componisten und viele, viele andere getröstet und aufgerichtet. Ohne Thränen kann man ihn nicht hören — aber es sind die Thränen eines Leidtragenden, der schon sprechen lernte: „Der Herr hat's gegeben — der Herr hat's genommen — der Name des Herrn sei gelobt!“

Während des ganzen Winters bis in den Frühling hinein wich der schwere Druck des stillen Wehs nicht von ihm, und die Briefe aus jener Zeit gehen alle aus Moll.

So schreibt er an den geistvollen, frühverstorbenen Orientalisten Friedrich Rosen in London: „Mir geht's wie einem, der schläfrig aufwacht. Ich kann mich noch nicht so recht in die Gegenwart finden und es geht zwischen meiner lange gewohnten Lustigkeit und der innersten tiefen Betrübniß hin und her und will zu keiner Ruhe und Stimmung werden. Indessen bin ich so fleißig wie ich nur kann, und das ist das Einzige, was mir wohlthut. Meine Stellung ist hier der allerangenehmsten Art. Willige Leute, ein gutes Orchester, das empfänglichste, dankbarste, musikalische Publikum, — dabei gerade so viel zu thun, als mir lieb ist, Gelegenheit, meine neuen Sachen sogleich zu hören, das ist wol sehr wünschenswerth. Auch

hübschen Umgang habe ich vollauf und das wäre wol alles, was man zum Glück brauchte, wenn das nicht tiefer säße."

Einer kleinen dreifachen Reliquie möchte ich hier gedenken, eines prächtig ausgeprägten Goethekopfes als Petschaft, den ich in diesen Tagen gesehen. Goethe selbst schenkte den Stein Mendelssohn, Felix gab ihn eben jenem theuern Freunde Rosen beim Abschied aus England, und jetzt ist diese Liebesgabe als letztes Andenken an einen geliebten Verklärten in die Hände des Bruders übergegangen, der sie wie ein Heiligthum aufbewahrt.

Componirt hat Mendelssohn im Jahre 1835, abgesehen von der Vollendung seines „Paulus", ein Capriccio und eine Fuge für das Klavier und das von Waldesduft und Romantik durchhauchte wenig bekannte Lied: „Das Waldschloß."

Nach allem Weh kam aber auch wieder einmal ein sonnenheller Freudentag, jene bereits erwähnte Aufführung des „Paulus" in Düsseldorf mit der Fischer-Achten, Frau Bünau-Grabau und Mersing.

Nach diesem glänzenden Fest war es — Mendelssohn wohnte damals bei Schadow — als man ihm einen Fremden meldete, der ihn in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünsche. Und in den reizenden Salon, voll von Blumen, Statuen und Meisterwerken der Malerei, trat ein schlichter, freundlicher Mann, in Begleitung eines schüchternen, kaum der Kindheit entwachsenen Mädchens, deren schwarzes Haar in dicken Flechten tief über den

Rücken herabhing. Große dunkle Augen blickten ängstlich fragend zu dem gefeierten Componisten des „Paulus“ auf, Röthe und Blässe wechselten auf den vollen Wangen. Es war Sophie Schloß, die später so gefeierte Sängerin, mit ihrem Vater. In bescheidener Weise bat er den Meister um ein Urtheil über die Stimme seines Kindes, und ersuchte ihn, sie zu prüfen, da es von seiner Entscheidung allein abhängen werde, ob die „Kleine“ zur Sängerin ausgebildet werden sollte.

Freundlich glitt nun die schöne Hand Mendelssohn's über den Scheitel des zaghaften Kindes, und sein warmer Blick begegnete den fragenden dunkeln Mädchenaugen. Einige heitere Worte zur Ermuthigung, die wol niemand herzerhebender zu sprechen wußte als eben er, der echten Bescheidenheit gegenüber, ließen ein Lächeln aufleuchten in dem Kindergesicht.

„Was willst du mir denn vorsingen?“

„«Auf Flügeln des Gesanges!»“

„Wirklich? Nun, so wollen wir beide einmal ordentlich fliegen!“

Und er setzte sich an den Flügel, sah noch einmal lächelnd die kleine Sängerin an, — ach, wer konnte so lächeln wie er, wenn es galt in einem zagenden Herzen Selbstvertrauen zu erwecken! — und die vollen Töne einer überraschend schönen Altstimme zogen durch den weiten Raum.

Sophie Schloß sang ohne Furcht ihr Lied zu Ende, nur gegen den Schluß hin flutete das Bewußtsein ihres

Wagnisses und die Angst vor dem Richterspruch wieder wie ein heißer Strom über ihre Seele, und die letzten Töne bebten.

Mendelssohn aber ließ die Hände von den Tasten gleiten und sagte: „Das war brav. Du hast eine Stimme wie Gold und mußt durchaus eine berühmte Sängerin werden.“

Somit war denn das Geschick der jungen Kunstnovize entschieden; strahlend vor Freude nahm Sophie Schloß Abschied, die schönen, langen Flechten wurden aufgesteckt, das kurze Kleidchen verlängert, und wenige Wochen später wanderte die „Kleine“ mit der Notenmappe unter dem Arme täglich in das Conservatorium zu Paris und wurde zugleich die Lieblingsschülerin Bordogni's. Mit unermüdlichem Fleiß und brennendem Eifer studirte sie —: „damit ich ihm bald etwas Ordentliches vorsingen kann!“ sagte sie sich täglich.

IV.

In Frankfurt.

Leucht't heller als die Sonne,
Ihr beiden Aeugelein.
Bei dir ist Freud' und Wonne,
Du zartes Jungfräulein,
Du bist mein Augenschein.
Wär' ich bei dir allein,
Kein Leid sollt' mich anfechten
Wollt' allzeit fröhlich sein.

Dein Reiz ist außer maßen,
Als wie der Blumen Art;
Wenn du gehst auf den Straßen,
Gar oft ich deiner wart',
Wenn ich gleich lang muß stehn
In Regen, Sturm und Schnee;
Kein Müh' sollt' mich verdrießen,
Wenn ich dich Herzlieb seh'.

Mendelssohn reiste nach Frankfurt am Main und unterbrach seinen leipziger Aufenthalt auf mehrere Monate, um seinen erkrankten Freund Schelble zu vertreten, der dringend einer Erholung bedurfte.

Ob wol eine Vorahnung jenes Glücks seine Seele durchflutete, das er eben dort finden sollte, als jene Stadt am

Main wieder vor ihm auftauchte mit ihrem ehrwürdigen Dom und ihrem alten Wartthurme, umgeben von einem Kranz schöner Gärten und Waldesgrün und geschmückt mit dem stolzen Diadem des Taunus? Wem würde nicht warm ums Herz beim Anblick dieses reizenden Erdenflecks, der zuweilen einen entschieden südlichen Charakter trägt, so glühend erscheinen die Farbentöne in der Abendbeleuchtung? Und die feinfühlende, für alle Naturschönheiten so empfängliche verständnißvolle Künstlerseele empfing ja derartige Eindrücke doppelt mächtig.

In dem reichen Frankfurt herrschte seit der Wirksamkeit des ausgezeichneten Stifters und Dirigenten des Cäcilienvereins, Johann Nepomuk Schelble, ein reges, musikalisches Leben. Man liebte die Musik nicht allein, man förderte sie in jeder Beziehung in der glänzendsten Weise. Die in ihren Erfolgen so wunderbare Gesangsmethode Schelble's ließ Stimmen von seltener Schönheit in großer Zahl erstehen; er pflegte und beobachtete schon die Kinderstimmen und zog sie auf, wie ein sorgsamer Gärtner seine Blumen hegt und hütet vom ersten Keime bis zur entfalteten Blüte. Der weitberühmte Cäcilienverein bestand meist aus dankbaren Schülerinnen und Schülern dieses unübertrefflichen Lehrmeisters.

Als Mendelssohn nach Frankfurt kam, war Schelble geistig und körperlich gebrochen durch Krankheit und Sorgen mancherlei Art, und es wehte etwas wie ein frischer Hauch durch den Saal, als der jugendliche Vertreter des gebeugten Meisters zum ersten mal den Taktstock erhob, um

den Gesangverein zu dirigiren. Wie viele glänzende Augen und prüfende Blicke richteten sich erwartungsvoll auf ihn, wie viele rosige Lippen bereiteten sich vor, über ihn das Urtheil zu sprechen. Wohl war er schon ein gefeierter Mann, eine berühmte Persönlichkeit; Mendelssohn selbst schrieb in seiner heitern Weise über diesen Punkt: „Die Melusine und Hebriden sind ihnen so geläufig wie bei uns zu Haus, d. h. in der Leipziger Straße Nr. 3"; aber die Stadt am Main zeigte von jeher in musikalischen Dingen eine große Selbständigkeit. Man gerieth nicht wie manche andere Stadt in Enthusiasmus, weil man anderswo den Ton dazu angegeben, sondern erst, wenn man wirklich nicht anders konnte.

Wie jung und zart er aussah, der neue Dirigent! Wie zierlich und fein der Wuchs, die Haltung ein wenig nachlässig, die Bewegungen lebhaft und graziös. Er trat an den Flügel und hielt eine kleine Anrede: — „eine Rede, die aufgeschrieben gewesen zu sein verdient haben würde", schreibt er scherzend an seine Lieben.

Wer jemals Mendelssohn in dieser Weise frei sprechen hörte, vergißt das sicher nie; es war etwas geradezu Unwiderstehliches in der Art seiner Rede, geistvoll und natürlich, wundervoll natürlich, keinerlei Effecthascherei, keine schönen Phrasen, warm und liebenswürdig durch und durch. Dabei der herzgewinnende Ton der Stimme, das belebte Antlitz, das unvergleichliche Lächeln, das Aufblitzen des Auges, dann und wann eine leichte Bewegung mit der Hand; man hätte eben alles gethan, was er wollte,

wenn er so sprach, und alles eingesehen, wenn man sich auch kurz zuvor mit heiligen Eiden geschworen, es nicht zu thun und nicht einzusehen.

Im Cäcilienverein siegte er vollständig: man war nicht nur heimlich entzückt von ihm, man schwärmte sogar laut für ihn, was eben in Frankfurt viel seltener zu geschehen pflegt als in irgendeiner andern „Weltstadt".

An jenem ersten Dirigentenabend ließ Mendelssohn Chöre aus dem „Samson" singen und einiges aus der H-moll-Messe Bach's. „Bach ging fast tadellos", schreibt er, „und hatte ich von neuem Gelegenheit, Schelble's Werk zu bewundern, der mit seiner herrlichen Hartnäckigkeit seinen Willen durchgesetzt hat."

Das gesellige Leben Mendelssohn's gestaltete sich sehr angenehm: man suchte ihn auf und feierte ihn in jeder Weise; die ersten Familien Frankfurts wetteiferten in Festen für ihn. Eine ganz besondere Freude war ihm die zufällige Anwesenheit seines Freundes Hiller, den es zu derselben Zeit wieder einmal aus der „schönen Fremde" in die geliebte Vaterstadt getrieben. Da mag manche heitere Stunde an ihnen vorübergerauscht sein, im „wohlbekannten Eckstübchen", von wo aus man den alten Wartthurm sehen konnte, da mag viel gute Musik gemacht worden sein, da hat man sicher manche kritische Revue gehalten über Noten und — die schönen Frankfurterinnen, auf die der feine Frauenkenner Hiller, im gerechten Stolz auf seine Landsmänninnen, den genialen Freund aufmerksam

machte. Mancher musikalische Wandervogel kam in jener Zeit herangeflogen, so Rossini, der ewig junge, heitere, blendend geistvolle Lebemann; immer war neue Anregung da, und Arbeit

> für die Hände, fürs Herze
> Vollauf genug —

wie's in den „Müllerliedern" heißt. Allmählich lichtete sich in solcher Umgebung, unter solchem Sonnenschein der Schleier der Schwermuth, den der Verlust des Vaters über die Seele des Sohnes geworfen, der Himmel wurde wieder blau und klar über ihm und auf der Erde blühten wieder die Rosen.

Es war überall so schön und hell; „dieser Reichthum an Grün, Gärten und Feldern", schreibt er, „und das schöne, blaue Gebirge im Hintergrund. Und dann ist drüben ein Wald; wenn man in dem des Abends spazieren geht, unter den prachtvollen Buchen und den unzähligen Kräutern und Blumen und Brombeeren, da geht einem das Herz auf."

Mit dem eigentlichen Arbeiten, d. h. Componiren, scheint es in dieser Rosenstimmung nicht viel geworden zu sein; der Aufenthalt in Frankfurt war im Grunde ein dolce far niente, bis auf Mendelssohn's Thätigkeit im Cäcilienvereine. Unmittelbarer Verkehr mit der Natur und wenigen Freunden war für ihn der höchste Genuß; glänzende Gesellschaften, ein Jagen von Fest zu Fest liebte er nie. Durch einen liebenswürdigen Frankfurter, den er in Leipzig kennen gelernt, hatte der gefeierte Musiker auch

einen Empfehlungsbrief erhalten, der ihn in das Haus der Witwe des hochverehrten Predigers der französisch-reformirten Kirche, Consistorialraths Jeanrenaud, führte — und eben hier entschied sich das Geschick seines Herzens. In ebendiesem Hause begegnete Mendelssohn jenen süßen Augen „lieb und blau", die seines Lebens Leuchte werden sollten.

Es kam endlich die Zeit, wo er den Vers singen lernen sollte:

Von allen schönen Kindern in der Welt
Mir eines doch am besten wohlgefällt,
Es hat ein roth Mündchen und dunkelbraunes Haar,
Wohl will ich es lieben so ganz und gar.

Cécile Jeanrenaud, deren Mutter einer angesehenen Emigrantenfamilie angehörte, galt damals für eins der schönsten Mädchen jenes an reizenden Frauen allezeit so reichen Frankfurt, wo noch heute fast wie in Sachsen

die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen,

und wenn ich, die sie doch erst längere Zeit nach ihrer Verheirathung sah, mir ihr Bild vergegenwärtige, so fühle ich, daß sie für mich noch bis zur Stunde das Ideal allen weiblichen Liebreizes geblieben ist. Mit allem Feuer eines jungen phantasievollen Geschöpfes schwärmte ich für sie. Eine mittelgroße, schlanke Gestalt, von etwas vorgeneigter Haltung, an eine thauschwere Blume erinnernd, üppiges, goldbraunes Haar, das meist in den schönsten Locken auf ihre Schultern fiel, einen Teint von transparenter Zartheit, ein reizendes Lächeln und die schönsten

tiefblauen Augen mit dunkeln Wimpern und Brauen, denen ich je begegnete, — das war die Gefährtin Mendelssohn's. Wie oft habe ich wartend „in Regen, Sturm und Schnee" in einem Winkel der Gewandhaustreppe gestanden, um sie vorüberstreifen zu sehen, nach beendigtem Concert, wo dann ihr Antlitz aus den verhüllenden Schleiern wie der lichte Mond aus dunkeln Wolken hervortrat und die Augen wie Sterne schimmerten.

Und einmal war ich bei ihr in ihrem Zimmer und sie richtete ein paar freundliche Worte an mich. Eine befreundete Sängerin hatte mich mitgenommen, und während die beiden Damen miteinander plauderten, sah ich Cécile Mendelssohn in stummer Bewunderung an. O dies Gefühl des Enthusiasmus, das so wenige Seelen kennen, ist doch das köstlichste in der Welt! Schwärmen zu können für etwas Schönes oder Großes, wie ich eben es so tausendmal gethan und noch bis zur Stunde vermag, ist ein wahrhaft entzückender Zustand, vielleicht ähnlich den wunderbar süßen Empfindungen des Opiumrausches, aber ohne dessen deprimirende Nachwirkungen. . . .

Cécile Mendelssohn trug damals ein dunkelblaues Seidenkleid, einen kleinen Spitzenkragen und Spitzenmanschetten, ohne allen Schmuck; aber es war etwas Madonnenhaftes in ihrer Erscheinung, anders kann ich es nicht bezeichnen, etwas, das Berthold Auerbach so schön „marienhaft" nennt. Der gefeierte Magnus in Berlin hat sie später gemalt; ich sah niemals dieses Bild, das man sehr rühmte, aber ich wollte, ich hätte sie damals

malen können. Im allgemeinen fand man ihr Wesen allzu sehr réservé, man nannte sie sogar kalt, die schöne Mimosa. Wir haben in der Musik eine so liebliche Bezeichnung: „Still und bewegt“, und das ist nach meinem Gefühl auch das Motto zu dem Bilde von Cécile Mendelssohn.

Es muß ein reizender Contrast gewesen sein, jenes Schwesternpaar in Frankfurt, Julie und Cécile Jeanrenaud. Die eine strahlend heiter, neckisch, zart wie ein Hauch, elfenhaft, ganz hellblond mit Vergißmeinnichtaugen, die andere ernst, mit jenem wunderbaren Blick, der die Sage von den „Trostaugen“ wieder lebendig werden ließ.

Da warb denn Felix Mendelssohn um die junge Mädchenrose mit Hangen und Bangen und schwebender Pein, wie jeder andere Sterbliche in ähnlicher Lage.

Leucht't heller als die Sonne

sang und klang es wol manchen Tag und manche Nacht in ihm, und daß er nicht verfehlte zu warten

wenn du gehst auf den Straßen

ist ebenfalls unzweifelhaft, sowie es sogar möglich, daß selbst er zuweilen mußt' „lange stehn“, ehe sie erschien, wenn auch glücklicherweise nicht, wie's im Liede heißt:

In Regen, Sturm und Schnee,

denn es war eben die schöne Frühlings- und Sommerzeit.

Aber sicherlich hat ihn keine Mühe verdrossen und alles Leid und Harren und Unbehagen war schnell verweht und vergessen in jenem Augenblick:

Wenn ich dich Herzlieb' seh'.

Wie erregt und ergriffen die zart organisirte Natur Mendelssohn's von diesen Herzensbewegungen gewesen sein muß, von all diesem wechselnden „himmelhoch jauchzen" und „zu Tode betrübt", beweist der Ausspruch seines geistvollen, jungen Arztes, Dr. Spieß in Frankfurt, der den jungen Dirigenten des Cäcilienvereins damals schleunigst zur Stärkung seiner Nerven nach Scheveningen dirigirte. Erst nach seiner Rückkehr aus dem Seebade fand die Verlobung statt.

Es war eine fröhliche Landpartie, eine Versammlung liebenswürdiger Menschen, ein embarras de richesse von lieblichen Frauen und Mädchen, Scherz und Lachen ertönte überall im köstlichen Sonnenschein. Man hatte einen Ausflug in den schönen Taunus unternommen, und in dem reizenden Bade Kronthal geschah es, daß die Lippen endlich auszusprechen wagten, was die Augen schon lange verrathen, — und ein glückliches Brautpaar aus dem grünen Walde trat, vom hellsten Jubel empfangen. So fand der Musiker seine irdische Santa-Cäcilia. Und als Felix Mendelssohn nach Leipzig zurückgekehrt war, da flog der glühendste Sehnsuchtsseufzer hinüber zu der geliebten Braut: jenes wunderbar ergreifende:

Ach um deine feuchten Schwingen
West, wie sehr ich dich beneide!

Die Sonne der Liebe zeitigte nun Liederblumen in üppigster Fülle, und jenes Heft, das Mendelssohn seiner holden Schwägerin dedicirte, Opus 34, ist durchweht von

einem so tiefen Liebesglück, von einem so strahlenden Herzensjubel wie kein anderes.

In den gedruckten Briefen Mendelssohn's bemerken wir eine Lücke: keine andern als singende und klingende Laute aus dieser Wonnezeit seines Lebens, kein geschriebenes Wort, nicht die leiseste Hinweisung auf das bedeutungsvolle Verhältniß zu seiner Braut und Frau finden wir in jenem reichen Vermächtniß. Ein lieber, schöner Mund antwortete mir auf eine darauf bezügliche Frage Folgendes:

„Daß Andeutungen auf Mendelssohn's häusliches Glück übergangen wurden, haben viele bedauert, die Zeugen davon gewesen sind, allein darin suchte man den solchen Publicationen ganz abgeneigten Sinn einer Verklärten zu ehren, welche in ihrer Krankheit und Todesahnung alle an sie selbst gerichteten Briefe ihres Mannes eigenhändig verbrannte. So seltsam dieses Verfahren manchen erscheinen mag, so kennen wir Näherstehenden den Grund desselben zu gut, um Gefühle zu berühren, die längst im All der ewigen Liebe gestillt sind."

Wie manches herrliche Briefblatt, ein Gruß von Herz zu Herzen, mag damals zwischen Leipzig und Frankfurt hin- und hergeflogen sein, und wie muß ich allezeit bei Goethe-Mendelssohn's: „Die Liebende schreibt", an jene blauen Mädchenaugen denken, die sich gedankenvoll auf das Blatt heften, an jene reichen Locken, die auf eine weiße Hand fallen, und an die glühenden Wangen jener Einen, die dem Geliebten leise, leise gesteht:

Getrennt von dir — entfremdet von den Meinen,
Send' ich nur die Gedanken in die Runde —
Und immer treffen sie auf jene Stunde
Der einzigen, da fang' ich an zu weinen.

In den sonnigen Zeiten von 1836—37 und 1838 entstanden: der herrliche 42. Psalm, das D-moll-Quintett für Streichinstrumente, ein Klavierconcert, mehrere Quartette, Präludien und Fugen für Klavier und Orgel, eine Serenade für Klavier und Orchester, eine Sonate, Quartette für Männerstimmen und das reizende „Im Grünen" für Sopran, Alt, Tenor und Baß, ein „Lied ohne Worte" (A-moll) und das reizende Liederheft mit der „Suleika", der 95. Psalm, jenes aus tiefstem Herzen emporsteigende, inbrünstige:

Kommt, laßt uns anbeten!

Leipzig nahm den innigsten Antheil an dem Glücke seines Lieblings. In Privatgesellschaften wie öffentlich im Concertsaal hielt man eine Nachfeier seiner Verlobung. Als im Gewandhausconcert nach dem Schlußchor des Fidelio-Finales:

Wer ein holdes Weib errungen —

lauter Jubel ausbrach, da setzte sich Mendelssohn, überwältigt von dem ergreifenden Moment und seinen eigenen Empfindungen, an den Flügel und phantasirte zum ersten mal vor dem großen Publikum. Er nahm das Thema wieder auf und variirte es so reich, wechselnd und wunderbar, daß alle Hörer sich auf das tiefste ergriffen fühlten. Ganze Bände voll Briefe und Gedichte lagen in diesen Tönen und Accorden und eilten „auf Flügeln des Gesanges" über Berge, Thal und Hügel zu der theuern Entfernten hin.

Das wichtigste musikalische Ereigniß der damaligen Zeit war die Aufführung des „Paulus“. Mit unermüdlichem Eifer leitete Mendelssohn die Proben, mit unendlicher Lust und Liebe übten und studirten Sängerinnen und Sänger, 300 an der Zahl, sowie das Orchester. Die Aufführung selbst, in der erleuchteten Paulinerkirche, war von ungeheuerer Wirkung. Die größte Aufregung herrschte in der ganzen Stadt und die Kritik sprach ausnahmsweise einstimmig ihre Bewunderung aus über Werk und Ausführung. Da war niemand, der jenen frischen Lorberkranz, von schönen Händen gewunden, den man auf das Dirigentenpult gelegt, dem jugendlichen Componisten nicht aus voller Seele gegönnt.

Dann kam der „wunderschöne Monat Mai“ und mit ihm der Hochzeitstag Mendelssohn's.

In der Wallonischen Kirche zu Frankfurt am Main wurden Felix und Cécile getraut, inmitten einer Gemeinde, als deren Seelsorger der Vater der schönen Braut so segensreich gewirkt. Ganz Frankfurt war auf den Füßen an jenem Tage, um das junge Paar zu sehen. Nach der Trauung verbargen sich die Glücklichen vor der Welt in die Romantik des Schwarzwaldes und verträumten Tage, wie sie wol selten Sterblichen gegönnt. Rinaldo lag zu den Füßen Armida's, nur mit dem Unterschiede, daß dieser Rinaldo niemals wie der Gluck'sche fragte:

Armida — warum enteilst du mir?

Das Ziel des ersten Ausflugs der Vermählten war Düsseldorf. Mendelssohn führte seine junge Frau den alten

theuern Freunden zu. War es doch der „Höllenbart“, der ihm so oft scherzend gerathen, wenn Felix in nervöser Unruhe seine Umgebung aufregte und seine hübschen weißen Taschentücher zerbiß, zur Beruhigung sich das Rauchen anzugewöhnen oder — eine Frau zu nehmen. „War ich nicht klug, mir lieber diese Frau zu nehmen?“ fragte er nun beim Wiedersehen mit strahlendem Lächeln.

Jene mehrfach erwähnte schöne Freundin Mendelssohn's erinnerte sich aus der Zeit seines damaligen Aufenthalts eines bezaubernden Abends im W.'schen Hause.

Der alte Herr war mit seinen Töchtern eben in Berlin, sein Sohn Ferdinand bat Frau Malwine, bei ihm die Honneurs zu machen. Mit welcher Freude geschah das! Frau Jeanrenaud und ihre ältere Tochter hatten das junge Paar begleitet, Graf Nesselrode mit Frau und wunderschöner Tochter sich eingefunden, Rietz, Mendelssohn's würdiger Nachfolger, Schadows, Steinbrücks und einige andere. Die ungezwungenste Fröhlichkeit herrschte in dem kleinen Kreise, Mendelssohn war von wahrhaft leuchtender Heiterkeit, und das Madonnengesicht Cécile's, die Rose unter den schönen Frauen, erregte allgemeines Entzücken. Nach dem Souper wurde musicirt. Während Mendelssohn mit Rietz Beethoven's Kreutzer-Sonate spielte, Violine und Klavier, und alle andachtsvoll lauschten, huschte ein Mäuschen aus dem Winkel hervor und setzte sich mitten in den Kreis, regungslos gebannt von den Zaubertönen. Sicher hätte es bis zu Ende des Spiels

in dieser Stellung verharrt, wenn nicht eine der Damen ihrer Furcht vor dem schrecklichen Ungeheuer einen allzu lebhaften Ausdruck gegeben; das veranlaßte denn eine kleine Störung und vertrieb die vierbeinige Musikenthusiastin.

Bei dem damaligen Aufenthalte in Düsseldorf überreichte man Mendelssohn eine Prachtausgabe des „Paulus“ mit den schönsten Compositionen der düsseldorfer Maler; Schrödter hatte das Titelblatt entworfen. Die edle Bescheidenheit seines Wesens, bei allem Künstlerbewußtsein, trat auch hier wieder in reizender Weise hervor. „Ich kann es ja ohne Beschämung niemand zeigen“, rief er. Da trat Cécile an ihn heran, legte die kleine Hand auf das Werk, schaute mit ihren strahlenden Augen ihren Mann an und sagte: „Dann überlaß es mir, ich werde es jedermann mit Stolz und Freude zeigen.“

Jene Bescheidenheit Mendelssohn's kannten alle, die mit ihm in nähere Berührung traten; „umgekehrter Charlatan“ nannte ihn schon die Mutter, aber Frau Malwine S. erwähnt noch einen Ausspruch Paul Mendelssohn's in Bezug auf diese Charaktereigenthümlichkeit seines Bruders.

Es war bei Gelegenheit eines Souper, das man nach einem der düsseldorfer Musikfeste dem Componisten des „Paulus“ gab, als ein schöner Frauenmund den Bruder des Vielgefeierten bat, die Gesundheit des Dirigenten auszubringen. Seine Antwort aber lautete sehr entschieden: „Das darf ich nicht, das würde Felix mir entsetzlich übel nehmen, das darf keiner aus der Familie wagen.“

Düsseldorf war und blieb ein Lieblingsruhepunkt für Felix Mendelssohn Zeit seines Lebens. War es doch auch eben hier, wo er den Altmeister Spohr kennen und lieben lernte. So oft er konnte, kehrte er dort ein, und seine dortigen Freunde sahen gar manche seiner bedeutendsten Schöpfungen zuerst, und die lieben bekannten Stimmen sangen ihm im kleinsten Kreise gar manches Opus vor, von dem die Welt noch keine Ahnung hatte, und er spielte ihnen, was noch kein Ohr gehört. Und mit welchem Jubel, mit welcher Begeisterung empfing man ihn dort, öffentlich sowol wie in dem Hause der Freunde. Es war allezeit ein großes Familienfest, wenn er kam, die ganze Stadt nahm theil an seiner Ankunft, man betrachtete ihn als eine Art Eigenthum und sonnte sich in den Strahlen seines Ruhms.

Als einer der glänzendsten Momente für Düsseldorfs Musikgeschichte darf wol das Pfingstfest von 1839 bezeichnet werden, das Mendelssohn mit Julius Rietz gemeinschaftlich dirigirte. Man führte den Händel'schen „Messias" auf und Beethoven's Messe in C, sowie zum ersten mal den 42. Psalm, dieses herrliche Werk Mendelssohn's. Ein Kleeblatt von Sängerinnen hatte sich vereinigt, wie es wol selten in gleicher Vollendung wieder zusammengewirkt. Auguste von Faßmann, die blonde Frau, die vornehmste Gräfin, die jemals in Mozart's „Figaro" ihr „Dove sono" klagend sang, die bezaubernde Klara Novello, deren Stimme so frühlingsfrisch wie ihr Antlitz und

Wesen, und die Nachtigall unter den Altistinnen: Sophie Schloß.

Als in der ersten Probe Sophie Schloß ihr erstes Recitativ gesungen hatte, legte Mendelssohn plötzlich den Taktstab nieder, neigte sich über das Pult herab zur Sängerin und fragte mit komischem Ernste: „Sagen Sie mir's noch einmal — ist das wirklich jenes kleine Mädchen mit den langen, schwarzen Flechten, die jetzt eben so wunderschön gesungen hat?“

Wie eine Botin des Lenzes, eine siegesjubelnde Lerche, sang aber Klara Novello an jenem Tage, und nichts war überwältigender als ihr glaubensfreudiges:

Ich weiß, daß mein Erlöser lebt.

Sie trat damals zum ersten mal am Rhein auf, nachdem England sie schon als seine Lieblingssängerin gefeiert. Die Musikberichte jener Concertsaison über diese reizvolle Erscheinung erinnern an die Triumphzüge einer Sontag. Man bewunderte die Stimme in ihrem reinen Silberklang, die edle Ausbildung des Organs, den vollendeten Triller und die glänzende Coloratur. Mendelssohn hatte die Novello bereits bei dem birminghamer Musikfest kennen gelernt, das er kurze Zeit nach seiner Verheirathung dirigirte, während Cécile bei Mutter und Schwester zurückgeblieben war, und die liebenswürdige Sängerin eingeladen, nach Leipzig zu kommen, wo sie denn auch unter lebhaftem Enthusiasmus im Gewandhause sang. Jetzt ist auch dieser Stern wie so mancher andere am Gesangshimmel untergegangen. Klara Novello ist eine vornehme Frau geworden

und hat sich längst aus der Oeffentlichkeit zurückgezogen.

Mit welcher Freude redet noch heute ein Brief von Sophie Schloß-Guhrau, der eben vor mir liegt, von jenen damaligen Tagen in Düsseldorf. Wir warm erinnert sie sich ihrer berühmten Colleginnen und deren Liebenswürdigkeit gegen sie, die jugendliche Anfängerin, der strahlenden Freundlichkeit Mendelssohn's nach der Aufführung der Beethoven'schen Messe, „die so prächtig ging, daß es eine Lust war". Besonders entzückt gedenkt sie des dritten Festtags, wo Mendelssohn sein D-moll-Concert spielte unter einem Beifallssturm ohnegleichen, und viele, viele Lieder am Flügel begleitete, und des fröhlichen Souper, wo der Gefeierte zwischen der Faßmann und Novello saß und die „kleine Schloß" ihm gegenüber. Da schaute sie denn an den Marmorschalen voll duftender Blumen vorbei immer und immer wieder in heimlicher Bewunderung zu dem Meister herüber. Sein Gesicht erschien wie durchleuchtet von Freude, seine Augen strahlten, Scherz und Ernst wechselten auf seinen Lippen. Die langen, blonden Locken der Faßmann, die sich graziös gegen ihn neigte, berührten fast seine weißen Hände, und die Novello tauchte schmollend ihr süßes Gesicht in einen großen Blumenstrauß und spielte so allerliebst die Eifersüchtige, wenn er einmal etwas länger mit seiner Nachbarin zur Rechten plauderte, warf auch wol zur Zerstreuung die kleine Collegin gegenüber mit Blütenblättern, und die kleine Collegin sah ganz ernsthaft aus und dachte darüber nach, wie es wol

sein müsse, so ganz sans gêne neben dem Componisten des „Paulus" zu sitzen und mit ihm zu plaudern wie mit seinesgleichen. An jenem Abend ahnte sie nicht, wie bald und oft dies geschehen sollte.

Und eben nach diesem Musikfeste engagirte Mendelssohn Fräulein Schloß für die Concerte des nächsten Winters in Leipzig.

Bei einer dieser „Messias"-Proben war es, wo Mendelssohn einmal in heftigster Erregung vom Flügel aufsprang und ängstlich ausrief: „Ich werde taub!" Der ärztliche Freund war sofort zur Stelle und der Zufall ging bald vorüber, Cécile aber erzählte später lächelnd, mit welcher Gewissenhaftigkeit bei Tag und bei Nacht der Patient die kleinen Pulver des lieben Heilkünstlers genommen.

Auch einen andern Vorfall aus jener düsseldorfer Musikzeit erzählte man mir, der Zeugniß gibt von dem wunderbaren Gedächtniß und Gehör Mendelssohn's.

Bei irgendeinem Musikfeste sollte am zweiten Tage die Pastoralsymphonie aufgeführt werden. Mendelssohn war von England herüber eben noch zurecht gekommen, um eine Probe zu dirigiren. Als das Orchester beisammen war und Mendelssohn an sein Dirigentenpult trat, fehlte durch eine unbegreifliche Nachlässigkeit die Partitur der Symphonie. In Düsseldorf war für den Moment keine aufzutreiben. „Lassen Sie uns anfangen, meine Herren", entschied Mendelssohn endlich; „ich kann, denke ich, den ersten Theil wol auswendig dirigiren!"

Und er hob den magischen Taktstab, und das Orchester

begann. Da war es denn, als ob dieses wunderbare Werk die Schöpfung seines eigenen Geistes, seiner Seele Kind. Jeder Ton war ihm im Herzen und im Ohr, jede Stimme im Gedächtniß. In all dem Sausen und Brausen entging ihm nichts, kein Schwanken, kein Zögern, nicht der kleinste Fehler. Hin und her flog er zwischen seinem Pulte und den verschiedenen Instrumenten und gerieth dabei so in Feuer, daß er die ganze Symphonie in Einem Zuge von Anfang bis zu Ende auswendig dirigirte. Das Orchester war wie berauscht. Man brachte ihm einen begeisterten Tusch und von jenem Augenblick an kannte keiner der Musiker einen höhern Schwur als bei seinem Namen. Sein Gedächtniß war nach der Aussage aller seiner Freunde fast fabelhaft. Was er einmal gehört hatte, vergaß er nie wieder, und wenn zufällig nach Jahren die Rede auf eine Musik kam, die einmal an ihm vorübergezogen, so wußte er sie auswendig. Und eben derselbe wunderbare Künstler und hochgefeierte Componist war es, der in den großen Pausen der Aufführungen allen Ovationen mit merkwürdiger Geschicklichkeit sich zu entziehen wußte, um — „zu bleichen". Ein Wink mit den Augen genügte nämlich, um seinen Freund Hildebrandt an seine Seite zu rufen. Beide huschten dann durch eine Seitenthür, liefen in Hildebrandt's dem Becker'schen Saale nahe gelegene Wohnung, zogen eiligst Röcke und Stiefeln aus, warfen sich auf den Rasenplatz des kleinen schattigen Gartens und wurden von der liebenswürdigen Hausfrau mit kühlenden Getränken bewirthet. Die Arme unter dem

Kopf verschränkt, so schauten sie ins Blaue, ganz still und seelenvergnügt. Kurze Zeit nach solcher „Bleiche“ stand der elegante Dirigent im Frack und in weißer Halsbinde in ernster Haltung wieder am Dirigentenpult und war nur der Kapellmeister Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Auch eine allerliebste Vorstellung Hildebrandt's und Lindblad's fällt in das Gewirr eines solchen Festes.

Mitten durch die Menge drängte sich Mendelssohn zu dem Freunde hin, gefolgt von einem stattlichen Manne, dessen blaue Augen suchend umherschauten. Dann faßte er Hildebrandt's Hand und sagte: „Sieh, das ist Lindblad, der die schönen Lieder gemacht hat! — Lindblad, sieh, das ist der Mann, der die «Söhne Eduard's» machte.“ Und fort war er im Gewühl verschwunden.

Später, viel später — mancher Schmerz war seitdem schon durch seine Seele gezogen, mancher theuere Freund für immer geschieden — besuchte Mendelssohn die Lieben in Düsseldorf noch einmal mit Weib und Kind. Auf der Schwelle ihres gastlichen Hauses trat ihm aber die liebenswürdige Frau Malwina entgegen und mußte ihn bitten, weiter zu gehen, denn zwei ihrer Kinder lagen eben an den Masern krank. Da wanderten sie denn alle zusammen zu W. Nach dem Souper setzte sich Mendelssohn, wie auch sonst, an den Flügel und nahm seinen kleinen Sohn Karl auf sein Knie. Da spielte er denn anfangs leise wie im Traum, und das Kind saß regungslos, ohne den Blick von den Händen des Vaters zu verwenden. Dann ließ er ihn sanft nieder und der schöne Knabe blieb neben ihm stehen

und Mendelssohn spielte weiter und weiter, immer schöner, immer hinreißender, daß rings um ihn Thränen flossen, und als er geendet, nur Seufzen und leises Schluchzen den überwältigenden Eindruck verrieth. Da stand Cécile auf, ging mit unhörbarem Schritt zu ihm hin, ergriff seine herabhängende Hand, küßte sie und trat leise zurück. Er hob die Augen zu ihr auf — es war ein wundervoller Blick. Glückselig die, der er galt!

V.

Aus eigenen Erinnerungen.

Ach, wer bringt die schönen Tage
Jener holden Zeit zurück.

Von dem ersten Auftreten der liebenswürdigen Rheinländerin Sophie Schloß datiren sich meine eigenen leipziger Concerterinnerungen, Erinnerungen eines damals kaum der Kindheit entwachsenen musikenthusiastischen Mädchens. Daß wir alle, welchen Namen wir auch tragen mochten, für Mendelssohn zu schwärmen anfingen, versteht sich von selbst. Wie deutlich erinnere ich mich jenes Tages, als mein geliebter Vater mir, die eben aus der Pension heimgekehrt war, auf der Promenade — es war jene berühmte leipziger Promenadenstunde zwischen zwölf und eins — sagte: „Sieh, dort kommt Mendelssohn mit seiner Frau!“

Und ich weiß auch, daß ich am liebsten Fronte gemacht hätte wie vor einem Könige, als er herankam, und daß ich nicht einig war, wohin ich sehen sollte, als sie näher kamen, zu ihr oder zu ihm, und schließlich sah ich doch

ihn an, und wie er den Vater so freundlich grüßte. Von Cécile Mendelssohn hatte ich nur den flüchtigen Eindruck wundervoller Locken und blauer Augen, die unter einem dunkeln Sammthut hervorleuchteten; von ihm stand mir aber sofort ein fertiges Bild im Gedächtniß, ein feinmodellirter Kopf über einem sogenannten spanischen Mantel, der mir seine Gestalt verhüllte. Ich habe bis zur Stunde kein Bild gesehen (das Hildebrandt'sche kenne ich leider noch nicht), das jenen Künstlerkopf so wiedergäbe, wie ich ihn in der Erinnerung trage; es ist etwas Weichliches, Sentimentales in all den Mendelssohn'schen Porträts, das dem lebendigen Kopfe so gar nicht eigen war. Nur ein kleines wundervoll gearbeitetes Elfenbeinrelief — Profil, im Besitz einer musikalischen Freundin des Verklärten —, die Statuette Knaur's und die große Büste haben diesen Zug nicht und sind deshalb dem Bilde meiner Erinnerung ähnlich. Seine Stirn unter dem schwarzen, lockigen Haar war von höchster geistiger Schönheit, die Nase fein und etwas gebogen, die Lippen sehr vornehm, die Gesichtsbildung oval, die Augen unwiderstehlich, glänzend und geistvoll. Seine zierliche Gestalt, von kaum mittlerer Größe, schien zu wachsen und wurde imponirend, wenn er am Dirigentenpult stand. Von auffallender Schönheit waren seine Hände; „seelisch" würde Carus, der Hände- und Menschenkenner, sie nennen. Eine höchst anmuthige Bewegung des Kopfes war ihm eigen, und wenn er ihn leicht zurückwarf und mit seinem flüchtigen Blick, wie ein Feldherr, sein Musikantenheer streifte, da war wol keiner, der sich nicht

im stillen geschworen hätte, seine Sache ganz über alle maßen gut zu machen. Er erschien so elegant und ruhig während des Dirigirens, keinerlei Außergewöhnlichkeiten frappirten die Menge, nicht der geringste Embarras und dabei doch eine Unfehlbarkeit ohnegleichen.

Wie die einzelnen Mitglieder des Orchesters an ihm hingen, sagen keine Worte. Wie sorgte er aber auch für sie, wie lag ihm ihr Wohl am Herzen zu jeder Zeit, wie hatte er immer ein offenes Ohr und eine offene Hand für alle ihre Klagen. Er begnügte sich nicht mit jener vorläufigen Gehaltszulage von 500 Thalern, die er dem Stadtrath für sie abgerungen, er ruhte nicht eher, bis er eine wirkliche Verbesserung der Lage seiner Orchestermitglieder erwirkt hatte.

„Eben weil das Orchester kein Luxusartikel", schrieb Mendelssohn damals, „sondern die nothwendige wichtige Grundlage für ein Theater ist, eben weil das Publikum jederzeit auf die Luxusartikel mehr zu sehen pflegt als auf das Wesentliche, ebendeswegen ist es Pflicht, dahin zu wirken, daß über dem Glänzenden nicht das Rechte, Nothwendige hintangesetzt und beeinträchtigt werde."

Und es mußte solch edler selbstloser Energie, die keinerlei Mühe und Anstrengungen scheute, auch gelingen, verhältnißmäßig großartige Resultate in kürzester Frist zu erzielen. Mendelssohn setzte es durch, daß man das bedeutende Legat eines kunstliebenden leipziger Bürgers zur Gründung einer Musikschule verwandte, und widmete später seine volle Kraft diesem jungen Institute, das wenige Jahre

nachher, trotz der düstern Prophezeiungen gar mancher Schwarzseher, frisch und kräftig emporblühte. Er nahm eben das ganze leipziger Musikleben in seine Hände. Da ordnete und fügte sich denn alles allmählich nach Mendelssohn's Wunsch und Willen zu allgemeinem Heil und Segen.

In den damaligen Tagen waren es drei Repräsentanten einer frühern Zeit, die dem jungen Kapellmeister besonders auffallen mußten: die beiden Begründer der einst so berühmten Musikzeitung „Cäcilia": Hofrath Rochlitz und Gottlob Wilhelm Fink, und der ehemalige Dirigent der leipziger Gewandhausconcerte, August Pohlenz. Wie er noch so lebendig vor mir steht, dieser mein erster Gesanglehrer, der liebe, hochverehrte Musikdirector Pohlenz, der Componist so manches reizenden Quartetts, so manches anmuthigen Liedes, der Bildner so manches berühmten Sängers, so mancher gefeierten Sängerin und der silberhellen Stimme seiner eigenen Frau, jener heitere, originelle Mann, den wir alle so tief betrauerten, als er so plötzlich von uns schied und zur Ruhe getragen wurde! Die drollige gedrungene Gestalt in ihrer Beweglichkeit, das seltsame Gesicht mit den kleinen Augen hinter der großen Brille, der unnachahmliche Ton seiner Stimme, wenn er uns irgendeine Stelle vorsang, die Behendigkeit der dicken Finger, wenn sie accompagnirten, und das warme treue Herz, die schöne musikalische Seele in der schlichten Hülle, wer könnte das alles je vergessen!

Man hat von allerlei Kränkungen geredet, die Pohlenz

durch die Berufung Mendelssohn's erfahren, ja man schrieb sogar seinen schnellen Tod am 10. März 1842 auf Rechnung erlittener Vernachlässigungen und Aufregungen. Es gehören aber diese Mittheilungen wie so manche andere aus dem Musikleben der damaligen Zeit in das Reich der Sage. Gehörte doch die Pietät zu den Grundzügen von Mendelssohn's Wesen, verstand er es doch wie wenige, auch diejenigen zu ehren und hervorzuziehen, die schon wieder im Dunkeln standen, und er stellte Pohlenz als Gesanglehrer so hoch, schätzte ihn als Musiker nicht minder und versäumte keine Gelegenheit, dies auszusprechen vor all jenen Ohren, die da hören wollten. Mendelssohn war zwar ein echtes Kind seiner Zeit, im vollsten Sinne des Wortes, er vermittelte den Uebergang der classischen Musik zu der modernen, er sang in seinen Oratorien „dem Herrn ein neues Lied", aber er erkannte, daß, wie die Bibel das Fundament allen Glaubens, so die Traditionen der Boden, auf welchem diese neue Musik fußen müsse, und sprach es oft aus, wie all unser Wissen und Wirken doch eben in der Vergangenheit wurzele. Wer wie er an Hildebrandt von Leipzig aus, in Bezug auf einen alten Musiker, schreiben konnte: „Diese Erscheinung rührte mich schon, weil sie der Vergangenheit angehörte, wie denn Zopf und Perrüke für mich nie etwas Lächerliches, vielmehr etwas wehmüthig Feierliches haben", der sah sicherlich keinen alten braven Collegen über die Schulter an. Wurden doch ähnliche Gerüchte in Bezug auf Mendelssohn's Beziehungen zu Schumann laut, die nachher eine so glän=

zende Widerlegung fanden durch jene Bewunderung und Freude, mit der er Schumann'sche Schöpfungen aufführte, zur Aufführung empfahl und Schumann'sche Lieder singen ließ und begleitete. Wer diese geflügelte Künstlerseele einer so niedrigen Empfindung wie die des Neides fähig hält, dem mangelt alles und jedes Verständniß einer edeln und vornehmen Natur.

Um Wilhelm Fink, den geistvollen Musikkritiker und Herausgeber des „Musikalischen Hausschatzes", einst auch vielgerühmten Prediger und liebenswürdigen Mann, sammelte sich damals auch ein kleiner Kreis, der gewissermaßen eine passive Opposition bildete gegen den neuen Dirigenten. Diese Opposition ging aber weniger von Fink als von seiner zweiten Frau aus, einer hochgebildeten Schülerin John Field's, die durch die Erscheinung Mendelssohn's das anmuthige Talent ihrer zweiten Tochter Charlotte in den Schatten gedrängt sah. Ihre Abneigung, mit Mendelssohn in irgendwelche Beziehung zu treten, steigerte sich, als die Hand des Todes das jugendliche Mädchenhaupt berührte, an dem so viele Hoffnungen hingen, und erlosch nur mit dem Leben der schwergeprüften Mutter. Wilhelm Fink folgte zuerst seinem Kinde in die Gruft, zärtlich gepflegt und heiß beweint von treuester Tochterliebe, seine Frau überlebte ihn trotz qualvoller Leiden mehrere Jahre. Wie oft trugen wir Blumen in ihr stilles Krankenzimmer und mußten ihr dann erzählen von der Welt da draußen, und sie erzählte dafür von jener viel reichern Welt da drinnen, wie sie zu sagen pflegte. Sie schloß

dann den Reliquienschrein ihrer Erinnerungen auf, das strenge Gesicht wurde warm und belebt, die Augen verloren ihren finstern Blick und sie plauderte von ihrem russischen Leben, von ihrem berühmten Lehrmeister und von Ludwig Berger und seiner blonden deutschen Frau, die vor Heimweh in dem glänzenden Petersburg starb, und von dem schönen Kaiser Alexander.

Der Hofrath Rochlitz war einer jener liebenswürdigen Greisengestalten, die an einen klaren schönen Herbsttag erinnern. Ein reiches und bewegtes Leben lag hinter ihm, die Sonne neigte sich zum Untergange, aber er sah diesem Untergange mit der heitern Ruhe eines Weisen entgegen. Seine seelenvollen Augen, seine Unterhaltungsgabe, sein Jean Paul'scher Humor und sein jugendlicher Enthusiasmus für alles Schöne in der Kunst und Natur, in welcher Gestalt es ihm entgegentreten mochte, machte ihn zu einer unbeschreiblich anziehenden Erscheinung. Zwischen ihm und Mendelssohn bildete sich das anmuthigste Verhältniß, es lag etwas Unwiderstehliches in der Art, wie der junge Gefeierte sich dem Alter und dem Verdienst unterzuordnen wußte, und wiederum konnte niemand diese Huldigung liebenswürdiger entgegennehmen als eben Rochlitz.

Auch gar mancher jugendliche „Charakterkopf“ aus jenen Tagen taucht aus dem Nebel der Erinnerung auf, die schöne Luise Schlegel-Köster mit den blonden Locken, Schülerin unsers Pohlenz, die er uns immer zum Muster aufstellte und deren herrliche Stimme ich noch immer höre, als sie einmal in Mozart's „Davidde penitente“ in der

Paulinerkirche sang. Das dreigestrichene C drang so hell wie ein Sonnenstrahl in alle Winkel des düstern Gotteshauses, und mein lieber Vater, dessen Herz für Musik so begeistert schlug, trat nach der Aufführung in seinem Enthusiasmus an die Sängerin heran und sagte ihr einige warme Worte. Da stand ich stumm neben ihm und sah voll Bewunderung zu ihr hin und betrachtete das feine Gesicht und die goldenen Locken und war durchaus bereit einzusehen, daß unser Pohlenz recht hatte, wenn er sagte: „Die Luise bringt's zehnmal weiter als du, aber nicht etwa, weil sie diese Prachtstimme hat, sondern weil sie übt wie ein braver Trompeter, und du nicht!"

Auch der Erscheinung der Elisa Merti erinnere ich mich, jener eleganten Belgierin, mit den graziösen Bewegungen, die im Gewandhause so allerliebst französische Romanzen und kleine colorirte Arien sang. Ein junges übermüthiges Völkchen bildete dann ein kritisches Concertpublikum, jene Mitglieder eines der fröhlichsten kleinen „Musikkränzchen" der Welt, die wir uns immer an den weltbekannten Donnerstags-Abenden im Gewandhausconcert ein Rendezvous gaben. Wie mancher und manche sah uns damals über die Achsel an und schüttelte den Kopf, daß dergleichen „Halbwüchsige" den hochgebildeten Leuten den Platz wegnähmen. Und doch war es nicht unter jenen „Halbwüchsigen", aus deren Mitte in einer plötzlichen Pause einer Beethoven'schen Symphonie das Wort „Speckkuchen" laut und vernehmlich durch jenen Saal schallte, der das Motto trägt: Res severa est verum gaudium, das Unterhal-

tungsthema zweier Damen. — Du reizendes, unvergeßliches Musikkränzchen, wie bist du doch in alle Winde verstreut worden. Und damals dachten wir doch alle, daß es ewig, ewig so bliebe!

Ich glaube, Mendelssohn, der von unserm Treiben keine Ahnung hatte, sowie jeder warmherzige Musiker würde seine Freude gehabt haben, zu sehen, wie ernst wir es damals mit unsern Studien meinten. Die Leistungen waren ja unvollkommen wie eben die Leistungen der Jugend, aber die Begeisterung für die Musik war in jedem von uns tief und glühend. Und dabei diese Glückseligkeit, so gemeinsam singen und spielen zu dürfen, dieses harmlose Vergnügen bei schwachem Thee, Heringssalat und Bischoff, diese kleinen schuldlosen Interessen und Passionen — und dazwischen Schubert und Beethoven, Mozart und Haydn, Vater Bach und Mendelssohn. Wie sie vor mir auftauchen alle jene reizenden Mädchenköpfe blond und braun, und die glänzenden Augen, von denen sich wol manche seitdem „im Weinen übten“, und jene jungen „Cavaliere“, die sich längst in verschiedener Weise Namen gemacht und jetzt lange Titel und Orden tragen. Wie es uns heiliger Ernst war mit dem, was wir vortrugen und nach unserer Art sorgfältig studirt hatten, wie wir gegenseitig über uns zu Gericht saßen und uns voreinander fürchteten, und wie wir alle übereinstimmten in jener Schwärmerei für den Einen, von dem eben ganz Leipzig erfüllt war: Felix Mendelssohn. Wie manches Glas leerten wir an jenen Abenden auf sein Wohl, wie mancher rosige Mund brachte

einen Trinkspruch auf ihn aus, und schöne Augen strahlten bei solchem Hoch. Wir hatten auch unsere bestimmten Lieblinge in den Gewandhausconcerten, und mancher Berühmtheit gelang es nicht, unsern Beifall zu erwerben; dagegen schwärmten wir wiederum für manche Erscheinung, die erst viel später unsern Enthusiasmus rechtfertigte. Mit welchem Interesse beobachteten und referirten wir einander jede Bewegung der hervorragendsten Orchestermitglieder, wie verfolgten wir vor allem den Austausch der Blicke und des Lächelns zwischen David und Mendelssohn und das freundliche Nicken oder Stirnrunzeln Klengel's. Es war und ist eine seltsame Einrichtung des Gewandhaussaales, daß man großentheils nicht dem Orchester, sondern der Zuhörer dem Zuhörer gegenübersitzt und also meist Wendehals spielen mußte bis zur Erschöpfung, um Mendelssohn dirigiren zu sehen. Zuweilen, in der großen Pause, erschien er wol einmal in einer jener beiden Logen über dem Orchester und plauderte dort ein Weilchen. Ich denke, solch ein Gewandhausconcert muß aus der Kronleuchterperspective den Eindruck eines Blumenbeetes gemacht haben, mit diesem Reichthum der hübschen dunkeln und hellen geschmückten Köpfchen, mit allen diesen eleganten Toiletten in vorwiegend hellen Farbentönen, und wenn es viel zu hören gab, so gab es auch sicherlich nicht wenig zu sehen. Ach, wie manche holde Rose, die damals blühte, ist längst verweht und ins Grab gesunken! Ich sehe sie noch so deutlich, die vielbewunderte und geliebte Isidore P., nachher Frau von G

mit ihren wunderbaren Gazellenaugen, blendendem Teint und dunkelm Haar, immer in duftiges Weiß wie in durchsichtige Schleier gehüllt; ich sehe das liebliche blonde Schwesternpaar Celeste und Lisbeth K. in ihrer Grazie und Anmuth, die zarte Konstanze P., die pikante Marie B. und noch viele andere, nicht minder reizend: sie schlummern alle schon in kühler Erde.

Der alte Gewandhaussaal hat viel Schönheit aufblühen und welken sehen.

Wie die Menschen auf ihre Ahnen und Vorfahren, so haben auch einzelne Städte ihren Stolz auf ihre Vergangenheit, und vor allen Leipzig auf seinen Musikruhm. Kein hochadelicher Junker kann mit größerm Vergnügen seinen Stammbaum mustern, mit größerer Präcision seine Ahnen an den Fingern herzählen, als die Lindenstadt die Reihen der gelehrten und großen Cantoren, die dem Vater Sebastian an der Thomasschule vorangingen und folgten wie die Sterne der Sonne. Man wußte genau Bescheid in Bezug auf jene „alten Herren“ und hielt die Namen Kuhnau, Schicht und Hiller kaum minder in Ehren als Bach selber. Dankbare Schülerinnen: das Schwesternquartett Podleska aus Böhmen, hatten dem Cantor Hiller ein Denkmal gesetzt an einer Stelle der leipziger Promenaden, allwo das Füßchen der schönen Corona Schröter gar manchmal gewandelt und der Student Goethe mit Käthchen Schönkopf und Friederike Oeser wol oft vorübergegangen war. Mendelssohn war es, der zuerst den Gedanken anregte, zum Andenken des Altvaters deutscher Kirchenmusik

ein Monument aufrichten zu lassen, der Stätte seines Wirkens gegenüber, in den Anlagen vor der Thomasschule. Mit großer Energie ging er sofort an die Ausführung dieses Plans und veranstaltete eine Reihe von Orgelconcerten, deren Ertrag zur Herstellung eines Bach-Denkmals verwendet werden sollte. Eine andachtsvolle Menge füllte denn auch am Abend des 6. August 1840 die alte ehrwürdige Thomaskirche bis auf den letzten Platz, um Mendelssohn zum ersten mal die Orgel spielen zu hören. Er allein füllte mit seinen Leistungen das Programm und opferte seine Kraft der Erfüllung seines Lieblingswunsches. Da schritt denn Bach's herrliche Fuge in Es-dur einher, dann seine Phantasie über den Choral: „Schmücke dich, o liebe Seele“, ein Präludium mit Fuge in A-moll mit ihren 21 Variationen, die Pastorella und die Trinata in A-moll. Und endlich schloß Mendelssohn das Concert mit einer freien Phantasie über die ergreifendste Choralmelodie der Welt:

O Haupt voll Blut und Wunden.

Es saß aber dort oben auf der Orgelbank kein Musiker der modernen Zeit; der alte wunderbare Vater Sebastian Bach selber war es, der da spielte. Heilige Schauer wehten durch die Seelen der Hörer, heiße Thränen fielen nieder aus Augen, die längst das Weinen verlernt. Und der ehrwürdige Rochlitz, der an ebendieser Stelle noch den Cantor Schicht die Orgel spielen gehört, schloß nach beendigtem Concert den jungen Meister in die Arme mit den Worten: „Nun kann ich ruhig heim-

gehen — Schöneres, Erhebenderes werde ich nie wieder hören!“

Mendelssohn’s Klavier- und Orgelspiel ist meiner Meinung nach nie genug von seinen Zeitgenossen gewürdigt worden, oder es war der Componist, der gewissermaßen den ausübenden Musiker in den Hintergrund drängte. Abgesehen von dem Zauber seines Anschlags, einem Zauber, der sich nur empfinden, nicht definiren läßt, wie etwa der Reiz einer Frühlingsnacht, wo

alte Wunder wieder scheinen
Mit dem Mondesglanz herein

und einer vollendeten Technik, war es die unbedingte Hingabe an den Meister, dessen Werk er eben vortrug, die sein Spiel zu dem Vollendetsten stempelte, was vielleicht jemals gehört worden ist und überhaupt gehört werden kann. Er legte nichts Eigenes hinein, wenn er die Schöpfungen anderer wiedergab; er versenkte sich so ganz in die Seele und den Geist des andern, er war in solchen Momenten in Wahrheit nur das Gefäß, das den fremden edeln Wein aufnahm, aber eine Schale vom reinsten durchsichtigsten Krystall; man sah die köstliche Flut funkeln und

die Geister auf- und niedersteigen
Und sich die goldnen Eimer reichen.

Wenn ich selbst mir den Eindruck zurückrufe, den Mendelssohn’s Spiel auf mein junges Herz gemacht, so kann ich nur sagen, daß andere Virtuosen mich gar oft

entzückten, hinrissen und berauschten, wie Liszt, Klara Schumann, Ferdinand Hiller u. a.; daß ich aber nie bei irgendeinem andern jene Empfindung gehabt habe, die über mich kam, wenn ich ihn gehört. Es war mir dann stets, als sollte ich die tiefste Einsamkeit aufsuchen, um nur immer und immer wieder jene kaum verhallten Töne nachklingen zu lassen. Die süßeste Menschenstimme erschien mir rauh und hart; ich wäre am liebsten für eine Weile taub geworden, um nur nichts anderes unmittelbar nachher zu hören. Und dasselbe Gefühl hatte mein Bruder Eduard. Er hielt sich wol halb scherzend, halb ernsthaft die Ohren zu nach einem Concert, in dem Mendelssohn gespielt, und sagte dann nach einigen Augenblicken: „Ich habe mehr gehört als ihr, für mich hat er jetzt noch einmal gespielt!" Wer weiß, wie oft sie auftauchten — viele Jahre später — jene unvergeßlichen Klänge, vor der Seele des einsamen Wüstenwanderers, um ihn zu trösten und zu erquicken in der schauerlichen Stille jener Einöden, in denen er sein frühes Grab finden sollte ....

Noch zur Stunde vernimmt mein geistiges Ohr bei einzelnen Compositionen, die ich von Mendelssohn zu hören das Glück hatte, wenn eben andere sie jetzt vor mir spielen, ganz deutlich ihn und ihn allein, weil eben keine andere Hand den Eindruck verwischen kann, den ich bei bestimmten Melodien, vorzugsweise auch in einigen seiner „Lieder ohne Worte", durch sein Spiel empfing. Und so hört endlich auch mein physisches Ohr diese Töne. Auch die Sinne haben ihr Gedächtniß.

Das Jahr des Bach-Denkmals brachte von größern Compositionen Mendelssohn's das „Guttenberglied“ und seinen „Lobgesang“ und dessen erste Aufführung in Leipzig.

Letztere Dichtung, von Mendelssohn selbst aus Bibelworten wunderbar schön zusammengestellt, feiert den Sieg des göttlichen Lichts über die Finsterniß. Das Tonwerk zerfällt in zwei innig verbundene Sätze: den großen Instrumental- und den Vocalsatz. Wer könnte wol das herrliche Duett der beiden Frauenstimmen: „Ich harrete des Herrn“, vergessen, mit dem innigen Schluß: „Wohl dem, der seine Hoffnung setzt auf den Herrn!“ Ein Hauch süßer Frömmigkeit durchweht das Ganze wie der Weihrauchduft ein Gotteshaus. Und dann jene bange Frage, die wol in jedem Menschenherzen einen Widerhall findet:

Hüter, ist die Nacht bald hin?!

Wer hätte nicht in der Dunkelheit der Angst und Schmerzen zum Himmel aufgeseufzt:

Hüter, ist die Nacht bald hin?!

Wahrhaft sonnenstrahlartig ist die Wirkung der Antwort, wie sie eine helle Frauenstimme gibt:

Die Nacht ist vergangen — vergangen.

Der Doppelchor, der nun diese Himmelsbotschaft wiederholt:

Die Nacht ist vergangen, der Tag ist gekommen!

ist von einer Großartigkeit und frommen Freudigkeit ohnegleichen.

Kurze Zeit nach der leipziger Aufführung dirigirte Mendelssohn sein neues Werk in Birmingham. Nach seiner Rückkehr hörte Leipzig zum ersten mal den 42. Psalm mit einer der seelenvollsten Sängerinnen Mendelssohn'scher Musik: Frau Livia Frege. Dann aber, während vieler Monate, studirte Mendelssohn einem Chor begeisterter Sängerinnen und Sänger mit unendlicher Mühe, Hingebung und Geduld das Riesenwerk der Bach'schen Passionsmusik ein, deren Aufführung zum Besten des Bachdenkmals am Palmsonntagabend 1841 in der Thomaskirche stattfand.

Da schwebten sie herab diese ergreifenden Chöre, die heiligen Choräle, die vor mehr als 100 Jahren an derselben Stelle erklungen waren. Da stand die zarte Gestalt des jungen Dirigenten, dessen Hand und Auge die Tonmassen bewältigte, wo am Charfreitag anno 1728 die gewaltige Erscheinung Sebastian Bach's gestanden, und dieselben Andachtsschauer, die damals die Seelen jener Hörer durchwehten, deren Leiber längst in Staub zerfallen, fluteten auch über diese Versammlung hin, und die Hände falteten sich in Staunen und Bewunderung vor dieser gigantischen Schöpfung frommen Glaubens. Und nur ein „gläubiges Herz“ in des Wortes höchster Bedeutung konnte das Werk so zu Gehör bringen, so dirigiren. Wenn der ehemalige Cantor der Thomasschule, den der liebe Gott zum Kapellmeister der himmlischen Heerscharen ernannt, an jenem Palmsonntage dieser irdischen Aufführung hätte lauschen dürfen, seine Feueraugen würden

gestrahlt, sein Herz würde frohlockt haben über diesen seinen Schüler und Freund, der nach hundert und mehr Jahren ihm näher stand als jene, die in der kleinen dunkeln Cantorstube ihm gegenübergesessen und das lebendige Wort von den Lippen genommen.

VI.

In Berlin.

Ihr Vöglein in den Zweigen schwank,
Wie seid ihr froh und frisch und frank ....

Es war ein Vogel im Käfig, der am 9. August 1841 von Berlin aus schrieb: „Du willst Neuigkeiten vom berliner Conservatorium hören; ich auch, aber es gibt deren keine. Die Sache ist im allerweitesten Felde, wenn sie überhaupt gar in irgendeinem Felde schon ist und nicht blos in der Luft. Der König scheint den Plan zu haben, die Akademie der Künste umzugestalten; das geht doch nun aber einmal nicht gut, ohne aus der jetzt bestehenden Gestalt derselben eine andere zu machen. Hierzu kann man sich aber nicht entschließen, und ich möchte am allerwenigsten dazu rathen, weil ich überhaupt weder von einer gestalteten noch ungestalteten Akademie viel Heil für Musik erwarten kann."

Mendelssohn war im Juli 1841 von Leipzig nach Berlin übergesiedelt auf den Wunsch Friedrich Wilhelm's IV.;

die vorstehenden Worte bilden den Anfang eines Briefes an seinen geliebten Freund David. Der kunstsinnige König berief den größten der lebenden Musiker an seinen „Musenhof“ als Vertreter der edeln Tonkunst. In der Mendelssohn'schen Briefsammlung finden sich die interessantesten Documente in Betreff jener Stellung eines Directors der Musik mit 3000 Thlrn. Gehalt an einer in Berlin zu errichtenden „Kunstakademie“, bestehend aus 4 Klassen: Architektur, Sculptur, Malerei und Musik. Ein großes Musikconservatorium sollte errichtet, eine Reihe von geistlichen und weltlichen Concerten gegeben werden.

„Daß ich nun also ein Privatleben wieder anfangen soll, aber dabei etwa ein Conservatorien-Schulmeister werden, dazu kann ich mich nach meinem guten frischen Orchester nicht verstehen; ich könnte allenfalls, wenn es eben ein reines Privatleben sein sollte; da würde blos componirt und in Stille gelebt, aber da kommt ja schon wieder das berlinische Zwitterwesen, die großen Plane, die winzige Ausführung, die großen Anforderungen, die winzigen Leistungen, die vollkommene Kritik, die mittelmäßigen Musikanten, die liberalen Ideen, die Hofbedienten auf der Straße, das Museum und die Akademie und der Sand! Ich zweifle, daß länger als das eine Jahr dort meines Bleibens sein wird, indeß werde ich natürlich alles thun, um dieses eine Jahr weder für mich noch für die andern ungenutzt vergehen zu lassen!“

Zur großen Freude der Mutter und Geschwister zog nun Mendelssohn mit den Seinigen in dasselbe geliebte

Haus, „aus welchem ich vor 12 Jahren mit schwerem Herzen zog", wie er schreibt. Aber heimisch wurde er nicht in der Vaterstadt, trotz aller Mühe, die man sich von allen Seiten gab, ihm den Aufenthalt in Berlin angenehm zu machen und den berühmten Meister in jeder Weise zu ehren und zu feiern. Wohl tauchten aus den damaligen berliner Kreisen einzelne Gestalten auf, die ihm das Herz warm machten, wie vor allen der alte Tieck mit seinen klaren Augen, Pauline von Schätzel-Decker mit ihrer süßen Stimme, die so gern und wunderschön Mendelssohn'sche Lieder sang, Meyerbeer, Humboldt, Bunsen, Geibel, der sich einige Wochen dort aufhielt, Professor Wichmann, Bettina und ihre schönen Töchter u. a.; besonders wohl that ihm die hohe Gnade des Königs, die sich in der rührendsten Weise äußerte und stets gleichblieb; im allgemeinen aber drückte ihn doch die Atmosphäre der „Metropole der Intelligenz". Er selbst klagt in seinen Briefen, daß er sich trotz der Freude des Zusammenlebens mit Mutter und Geschwistern, trotz aller Vorzüge und frohen Erinnerungen an keinem Orte Deutschlands so wenig zu Haus fühle als eben in Berlin. „Der Grund", sagt er in einem Briefe an den Präsidenten Verkenius in Köln, „mag darin liegen, daß alle Ursachen, welche es mir damals unmöglich machten, meine Laufbahn hier zu erweitern, welche mich also von hier forttrieben, nach wie vor noch bestehen und leider wol auch für ewige Zeiten bestehen werden. Dieselbe Zersplitterung aller Kräfte und aller Leute, dasselbe unpoetische Streben nach

äußerlichen Resultaten, derselbe Ueberfluß an Erkenntniß, derselbe Mangel an Production und Mangel an Natur, dasselbe ungroßmüthige Zurückbleiben in Fortschritt und Entwickelung, wodurch beide freilich viel sicherer und gefahrloser werden, wodurch ihnen aber auch alles Verdienstliche, Belebende geraubt wird. Ich glaube, daß sich diese Eigenschaften in allen Dingen hier wiederfinden werden; in den musikalischen ist es ohne Zweifel der Fall. Der König hat den besten Willen, dieses alles zu verändern und zu verbessern; wenn er aber auch diesen Willen unerschütterlich eine Reihe von Jahren festhielte, wenn er lauter Leute fände, die denselben Willen hätten und unermüdlich daran arbeiteten, — auch dann wären Resultate, erfreuliche Erscheinungen erst nach dieser Reihe von Jahren zu erwarten, wie mir scheint, und beide verlangt man hier zu allererst. Als ob der Boden erst wieder umgeackert und aufgewühlt werden müßte, um Früchte zu tragen, so scheint mir's hier, wenigstens in meinem Fach. Die Musiker sind jeder für sich, nicht je zwei miteinander übereinstimmend; die Liebhaber in tausend kleinen Kreisen vertheilt und verschwunden; dabei ist alle Musik, die man hört, allerhöchstens mittelmäßig, nur die Kritik scharf, genau und wohl ausgebildet. Das scheinen mir für die nächste Zeit keine guten Aussichten und jenes von Grund aus Aufrichten ist meine Sache nicht, denn mir fehlt es an Talent und Lust dazu. So erwarte ich, was man von mir verlangt, und das beschränkt sich wahrscheinlich blos auf eine Anzahl Concerte, die die Akademie der

Künste im kommenden Winter geben und die ich dann dirigiren soll."

Und so geschah es. Der geistvolle Herrscher und warmherzige Schirm- und Schutzherr aller Künste fand für diesmal eben keine Leute, die denselben Willen hatten wie er und ihre Kräfte daransetzten, ihn zu erfüllen, und so schliefen alle jene schönen Plane allgemach ein und die Aussicht auf eine erfreuliche praktische Thätigkeit für Mendelssohn schwand von Woche zu Woche mehr und mehr. Um sich dem Drucke dieses Bewußtseins zu entziehen, unternahm er zuerst einige Ausflüge nach Leipzig, wo er so viel gute Musik gehört und mitgemacht. Dann, nach Leipzig, sehen wir ihn in London, wo er, von Ehren und Vergnügungen fast erdrückt, sehr heiter lebt, den „Wilhelm Meister" wieder liest und mit Klingemann abends die Felder durchstreift, um sich etwas zu erholen, weil sie es „gar zu toll" mit ihm getrieben. Er spielte in Exeter-Hall vor 3000 Menschen, die sich kaum zu lassen wußten vor Entzücken, nahm den Thee bei der Königin Victoria in der prächtigen Galerie des Buckingham-Palastes, dirigirte seine „Hebriden" in der Philharmonischen Gesellschaft, hörte Fanny Kemble Shakspeare lesen, plauderte mit Lady Morgan und Miß Jameson, schwärmte mit Winterhalter, dem berühmten Maler der Spitzen, des Sammts, und den schönen, vornehmen Frauen, in den Galerien umher, musicirte mit seinem geliebten Moscheles, mit Bennett, mit Duprez bei Chorley und Benedict, speiste bei Bunsen und nahm sich endlich vor, in den nächsten Wochen einmal „keine Musik" zu machen.

So flog er denn nach der Schweiz, traf unterwegs mit Cécile, seinem Bruder und seiner Schwägerin zusammen, ruhte in dem geliebten Interlaken aus, ging dann nach Zürich und kehrte über Frankfurt in seinen vergoldeten Käfig nach Berlin zurück. Von dieser Reise aus war es, wo er an seinen Freund Hildebrandt eins seiner reizenden Billet-doux schrieb und die liebenswürdige Hausfrau bat, „recht viel“ von den bekannten herrlichen Essigpflaumen einzumachen: — „für das Aufessen wird schon sorgen ein

gewisser Felix Mendelssohn“.

In Berlin hatten sich die Verhältnisse inzwischen nicht geändert, und da Mendelssohn vor dem Gedanken zurückschreckte, in dieser Weise fortzuleben und gewissermaßen einen Ruheposten einzunehmen, so entschloß er sich kurz und bat um seinen Abschied. Man machte ihm nun den Antrag, an die Spitze der gesammten evangelischen Kirchenmusik zu treten, und theilte ihm mit, daß man zunächst einen auserlesenen Sängerchor und ein ausgewähltes Orchester zur künstlerischen Unterstützung des Gottesdienstes und besonders zu der Aufführung von Oratorien heranzubilden beabsichtige und eben diese Vereine seiner alleinigen Leitung anzuvertrauen wünsche. Mendelssohn erklärte sich zwar zu einer derartigen Wirksamkeit bereit, behielt sich aber sowol die Wahl seines Aufenthaltsals die freie Verfügung über seine Zeit vor, bis die Verwirklichung dieser großartigen Idee eingetreten sei, und sprach dem Minister

Eichhorn gegenüber den Wunsch aus, Sr. Majestät selbst all diese Bitten vortragen zu dürfen.

Der König gewährte nun dem Componisten des „Paulus" eine Audienz, worin Se. Majestät sich ihm gegenüber auf das huldvollste äußerte, wogegen Mendelssohn seinem hohen Gönner versprach, eine Reihe ihm noch näher zu bezeichnender Compositionen im Sinne des königlichen Auftraggebers zu vollenden, ferner zur Stelle zu sein, sobald jenes „Rieseninstrument", auf dem er gleichsam zu spielen berufen, aufgestellt sei.

Jene größern Werke, die Mendelssohn im Auftrage Friedrich Wilhelm's IV. componirte, sind: Die Sommernachtstraum-Musik mit Ausschluß der Ouverture, die Musik zur „Athalia", „Antigone und Oedipus auf Kolonos", sowie eine Reihe liturgischer Gesänge.

Was nun seine schaffende Thätigkeit betrifft, so führt der von Julius Rietz zusammengestellte „Anhang" zu den Briefen Mendelssohn's aus den Jahren 1840—42 folgende Werke auf:

1840: Lobgesang; Festgesang für Männerstimmen; Quartette für Männerstimmen; Quartett für gemischte Stimmen.

1841: Antigone-Musik; verschiedene größere Klavier-Compositionen; Lieder für eine Singstimme; drei „Lieder ohne Worte".

1842: A-moll-Symphonie; Lieder für eine Singstimme; ein Lied für zwei Frauenstimmen; ein „Lied ohne Worte".

VII.

Zurück nach Leipzig.

Schon schwebt die Sonne höher
In ihrem Siegeslauf....

So kehrte denn Mendelssohn nach Leipzig zurück mit dem Titel eines preußischen Generalmusikdirectors und der in dem betreffenden Schriftstück verzeichneten Bemerkung: „Zur Disposition des preußischen Cultusministeriums gestellt“.

Wie oft hat der „Generalmusikdirector“ über diese Formel gescherzt, wie manchen Anlaß zur Heiterkeit gab sie in den musikalischen Freundeskreisen!

Die Antigone-Musik, die zum ersten mal am 6. Nov. 1841 im Neuen Palais zu Potsdam aufgeführt wurde und in Berlin am 12. April 1842 im Schauspielhause, erschien in Leipzig zuerst am 5. März 1842. Frau Dessoir, eine vortreffliche Schauspielerin, und der tüchtige Herr Reger boten alle ihre Kräfte auf, diese gewaltige Tragödie würdig zu tragen, und unter athemloser Span-

nung sah man, begleitet von den Klängen der Musik, jenes gigantische Schicksal über jene Breter, die die Welt bedeuten, schreiten, „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt“.

Man mußte das wunderbare Stück dreimal wiederholen, jeder wollte die Heldenjungfrau sehen, wie sie in das Todtenbrautgemach hinabsteigt zu dem Leichnam des Geliebten.

In jene Zeit fällt auch Mendelssohn's Ernennung zum Kapellmeister des Königs von Sachsen.

Nun begann ein bewegtes Wandervogel-Leben für Mendelssohn; er flog herüber und hinüber zwischen Berlin, Leipzig und Dresden, dazwischen auch einmal nach dem lieben Düsseldorf zu einem Musikfest mit Händel's „Israel in Aegypten“ und dem „Lobgesang“, wo er am dritten Festtage unendlichen Enthusiasmus erregte mit dem Vortrage von Beethoven's Es-dur-Concert.

Eine musikalische Zeitung äußerte sich damals folgendermaßen über Mendelssohn als einen „geborenen Festordner“: „Er vereinigt die widerstrebende Masse, beseelt sie zu einem organischen Ganzen und bewegt durch seine einnehmende Höflichkeit, durch seinen schlagenden Witz wie durch den überall hervorspringenden Reichthum von Sachkenntniß selbst die Lauesten zu hellem Eifer, die Widerhaarigsten zur Ausdauer und Aufmerksamkeit.“

Ehren und Triumphe begleiteten jeden seiner Schritte, auch mit dem Orden pour le mérite schmückte königliche Huld seine Brust. Zur Ruhe ließ man ihn fortan nie

mehr recht kommen, alle Welt machte Ansprüche an ihn. Trotz dieses äußerlich so bewegten Daseins arbeitete er aber mit gewohntem Fleiß, und eine frische Blüte nach der andern sproßte hervor aus dem schöpferischen Geiste, und der Gefeierte fühlte sich am glücklichsten in seinem „kleinen Arbeitsstübchen“.

Wie herrlich schreibt er an Klingemann im Anfang des Jahres 1843: „Ich empfinde wieder recht lebhaft, welch himmlischer Beruf eigentlich die Kunst ist. Verdanke ich auch den nur den Aeltern! Eben, wenn alles andere, was einen abziehen soll, so widerwärtig, leer und schal erscheint, so ergreift einen schon die kleinste, wirkliche Thätigkeit der Kunst gleich so im Innern, führt so weit, weit von der Stadt, vom Lande, von der Erde weg, daß es ein wahrer Gottessegen ist.“

Das leipziger Conservatorium, zu dessen Errichtung der edle König von Sachsen eine bedeutende Summe bewilligt hatte, beschäftigte ihn sehr, und welche Herzensfreude für ihn die Eröffnung dieses segensreichen Kunstinstituts war, erzählen noch heute seine Freunde als Augenzeugen mit Rührung.

Es war ja nicht ohne mannichfache Sorgen und Mühen ins Leben getreten; wie manchen passiven Widerstand hatte man besiegen, wie manches Hinderniß beiseiteschieben müssen. Nicht immer arbeitete Mendelssohn unter blauem Himmel und Sonnenschein. Gar oft wurde seine Seele verletzt durch Beschränktheit, Kurzsichtigkeit,

Dünkel und Starrsinn und besonders durch gekränkte Eitelkeit, deren Kundgebungen in verschiedenster Gestalt sich in seinen Weg drängten.

Die Namen der ersten Lehrer des Conservatoriums zu Leipzig strahlten ihren Glanz weit aus in alle Lande; später erst trat der Altmeister Moscheles hinzu. Anfangs waren nur beschäftigt Mendelssohn selber; dann der gelehrteste Contrapunktist Deutschlands, der Freund und Schüler Spohr's, Cantor der Thomasschule, Moritz Hauptmann; Robert Schumann, der Unvergeßliche; der Geigerkönig David, August Pohlenz und der berühmte Orgelspieler Becker. Nach dem Tode von Pohlenz theilten sich Frau Bünau-Grabau und Friedrich Böhme in den Solo- und Chorgesang. Ebenfalls angestellt wurden der liebenswürdige College David's, August Klengel, und die jungen Klaviervirtuosen Plaidy und Wenzel. Ein Italiener, Signor Ghezzi, übernahm den Unterricht in der italienischen Sprache und der geistvolle Verfasser der „Geschichte der Musik", Franz Brendel, hielt den Schülerinnen und Schülern wissenschaftliche Vorträge. Die Geschäfte des Instituts leitete einer der innigsten Freunde des Instituts und Mendelssohn's, Advocat Schleinitz. Das Conservatorium nahm einen herrlichen Fortgang, wie es unter solchen Auspicien nicht anders sein konnte, und blüht noch zur Stunde zum Ruhme seines Stifters als eine echte und rechte Pflanzschule der Tonkunst.

Von jenen Lehrern, die Mendelssohn damals einführte, wirken noch in ungeschwächter Kraft: Moscheles, David,

Klengel, Plaidy, Wenzel und Brendel, denen namhafte jüngere Kräfte zur Seite stehen.

Was Mendelssohn als Lehrer gewesen, würde allein schon hingereicht haben, ihm einen großen Namen zu machen; da zeigte sich die Größe seines Talents und seines Charakters in glänzendstem Lichte. Es ist nicht möglich, im Verkehre mit Schülern mehr Geduld und Herzensgüte zu zeigen, als er es allezeit gethan, und seine Nachsicht dem redlichen Fleiß und guten Willen gegenüber war rührend. Dagegen trat er jeder Nachlässigkeit und Anmaßung sehr streng entgegen, und gegen Unwahrheit, in welcher Gestalt sie sich auch zeigen mochte, war er unerbittlich und fast unversöhnlich. Man schwärmte für ihn, man vergötterte ihn, aber man fürchtete ihn auch als den unbestechlichsten Richter. Die hohe Reinheit seiner Natur, die alles Unedle instinctmäßig zurückstieß, eine Natur, auf die Goethe's Worte über Schiller so wunderbar passen:

> Und hinter ihm, im wesenlosen Scheine
> Lag, was uns alle bändigt — das Gemeine

ließ ihn zuweilen schroff, selbst hart erscheinen, und niemand wurde weniger als er von äußern glänzenden Eigenschaften und Gaben gefangen genommen, wenn der innere Mensch jener schimmernden Außenseite nicht entsprach. Wie belehrend seine Winke waren bei der Durchsicht von Compositionen, wie anregend sein Tadel, wie erhebend sein Lob, erkennen alle seine Schüler mit heißer Dankbarkeit. Die Furchtsamsten wußte er zu ermuthigen, das schüchternste Talent entfaltete sich unter dem Lichte

seiner Augen zur Blüte wie das Veilchen im Sonnenschein, und aus einer festverschlossenen Knospe wurde in *seiner* Nähe eine Wunderblume.

Am 2. Febr. 1843 führte man im Gewandhausconcert, wie überhaupt zum ersten mal öffentlich, die Goethe'sche „Walpurgisnacht“ auf. Mendelssohn hatte diese Ballade schon theilweise in Rom componirt, vielleicht auf Goethe's besondern Wunsch, und Meister Hildebrandt weiß noch von mancher ernst-komischen Unterhaltung über den alten Druiden zu berichten und hat wol zuerst den phantastisch-wilden Chor:

Kommt mit Zacken und mit Gabeln!

über die Tasten des Instruments ziehen hören.

Das Ganze ist ein Tonbild von den glühendsten Farben, fast möchte ich sagen, es sind Tinten aus dem gesegneten Lande „wo die Citronen blühen“, und es ist ein Frühling *jenseit* der Alpen, der uns in dem reizenden Frauenchor:

Es lacht der Mai, der Wald ist frei!

anhaucht. Wir Armen pflegen in *unserm* Lenz, der meistens einen „unsterblichen Schnupfen“ bringt, nicht so himmlisch sorgenlos und fröhlich zu singen. Höchstens träumt der Dichter in seinem Poetenstübchen vom

wunderschönen Monat Mai,
Wo alle Knospen springen!

Ach, in der rauhen Wirklichkeit des Nordens springen sie leider meist vor *Kälte*, — die armen Knospen!

Was wol Altvater Goethe gesagt haben würde beim Anhören jener großartig einfachen Stelle:

> Die Flamme reinigt sich vom Rauch,
> So reinig' unsern Glauben,
> Und raubt man uns den alten Brauch,
> Dein Licht, wer will es rauben?

Uns gewöhnlichen Menschenkindern treten die Thränen in die Augen und das Herz klopft hoch auf. Damals in Leipzig soll Herr Kindermann (jetzt in München) unübertrefflich schön gesungen haben und die Stimme des Fräulein Schloß in jenem klagenden Ruf der „Frau aus dem Volke" von rührendster Wirkung gewesen sein.

Ein großes Programm von gedruckten Compositionen zeigen die Jahre 1843 und 1844. Da ist die Musik zum „Sommernachtstraum", worin Felix Mendelssohn so deutlich kundgab, daß das lustige Völkchen der Elfen, Feen, Nixen und Geister aller Art seinem Zauberstabe sich mindestens ebenso willig unterwerfe als dem Oberon's und seiner Titania; dann die Chöre und Ouverture zu Racine's „Athalia"; eine große Concertarie für Sopran; der 91. Psalm für Chor und Orchester; der 2., 43. und 22. Psalm für achtstimmigen Chor; eine Hymne für eine Altstimme mit Chor und Orchester; der Spruch: „Herr Gott, du bist unsere Zuflucht", für achtstimmigen Chor; verschiedene größere Compositionen für Klavier und Streichinstrumente; fünf Sonaten für die Orgel, Liederhefte, Quartetten, Duetten; ein Violinconcert in E-moll für seinen theuern Freund

und Kunstgenossen David geschrieben, und die wunderschöne Hymne für Sopran mit Chor und Orgel:

Hör' mein Bitten, Herr, neige dich zu mir!

Den Sommer des Jahres 1844 brachte Mendelssohn in dem lieblichen Soden bei Frankfurt zu, und diese Stadt seiner schönsten Erinnerungen hielt ihn auch den Winter über fest. Da erholte er sich denn zuerst gründlich von allem Concerttreiben und jenem „Hangen und Bangen in schwebender Pein" in den Mauern Berlins. Er gab sich dem Dolce far niente des ländlichen Aufenthalts in dem allerliebsten Taunusbade mit der Freude eines Kindes hin, das seine Ferientage genießt, und wie köstlich heiter seine Stimmung, geht aus jenem reizenden Briefe an seine Schwester Fanny hervor, in welchem er, im Contrast mit jenen englischen Gesellschafts- und Musiktagen, sein augenblickliches Stilleben schildert: „Wenn Du nicht auf vierzehn Tage nach Soden kommen und mit mir die unglaubliche Behaglichkeit dieses Landes und Aufenthalts genießen kannst, so helfen alle Beschreibungen zu nichts. Und ich weiß ja leider, daß Du nicht kannst. Darum beschreibe ich aber auch wenig. Die Meinigen erholen sich mit jedem Tage mehr und mehr und ich liege unter Apfelbäumen und großen Eichen; in letzterm Falle bitte ich den Schweinehirten, daß er seine Thiere unter einen andern Baum treibt, um mich nicht zu stören (gestern vorgefallen); ferner esse ich Erdbeeren zum Kaffee, zum Mittag und zum Abend, trinke asmannshäuser Brunnen, stehe um 6 Uhr auf und schlafe doch neuntehalb Stunden

(wann gehe ich da zu Bett, Fanny?), besuche alle wunderschönen Umgegenden, treffe auf dem romantischsten Punkte Herrn B. (gestern vorgefallen), der mir neue und gute Nachrichten von euch allen gibt und mich Generalmusikdirector nennt, was mir hier so fremd klingt wie Dir Oberursel, Borschbach und Schneidheim; ferner besuchen mich Lenau, Hoffmann von Fallersleben und Freiligrath gegen Abend und ich bringe sie eine Viertelstunde weit übers Feld nach Haus, und wir finden Fehler in der Weltordnung, prophezeien Wetter voraus und wissen nicht, was England in der Zukunft anfangen soll; ferner zeichne ich fleißig und componire noch fleißiger."

So recht tief aus dem Herzen klingt aus einem andern Briefe an Fanny Hensel der Seufzer: „Könnte ich nur ein halbes Jahr so fort leben wie diese vierzehn Tage jetzt hier, was brächte ich nicht alles fertig! Aber das viele Concertanordnen, Dirigiren und Ausgehen, es macht mir gar keinen Spaß und kommt so gar nichts dabei heraus."

Freilich gelang es ihm auch hier nicht, unbeachtet, wie er es wünschte, zu leben; Bekannte und Unbekannte suchten ihn auf, musikalische Berühmtheiten pilgerten nach Soden, um ihn zu sehen; Sängervereine brachten ihm ein Vivat, dazwischen dirigirte Mendelssohn ein Musikfest in der Pfalz, wo man ihn auf den Händen trug und seinen „Paulus" und die „Walpurgisnacht" aufführte. Und eine Unzahl Briefblätter aus allen Landen erzählten ihm aus jener Welt da draußen, die er so gern auf eine Weile vergessen wollte. Wenn er aber genug gelesen und gehört

hatte, dann verschwand er plötzlich und legte sich wieder unter seine lieben Apfelbäume, die Zeichenmappe und Notentasche neben sich, und schaute hinein in die grüne Waldesdämmerung und sah die zuckenden Lichter über den Rasen laufen, und hörte, wie die Vögel in allen Tonarten durcheinandersangen und wie es doch so harmonisch klang, und wie sie nie aus dem Takt kamen und nie detonirten. Und allmählich wurde es dann dunkler und stiller, der Mond ging auf, ein fernes, fremdes Läuten und leiser Hörnerschall zitterte daher. Es flog und huschte von fern vorüber, es lebte und webte in der Luft: die Elfen zogen rasch dahin auf ihren weißen Rößlein mit den goldenen Hirschgeweihen.

Und da geschah es, daß die wunderschöne Königin ihm nickte

lächelnd im Vorüberreiten.

Aber nicht allein einen glücklichen Sommer, auch einen fröhlichen Winter scheint Mendelssohn damals bei uns in Frankfurt verlebt zu haben. Wie übermüthig klingt die Stelle in dem Briefe an Rebekka Dirichlet, der von der Stadt am Main nach Florenz, der Stadt am Arno, flog — Fanny Hensel war damals in Rom:

„Gestern Abend kam ich um 1 Uhr mit S. aus einer musikalischen Punschgesellschaft, wo ich erst die Beethoven'sche Sonate 106 aus B gespielt und dann 212 Gläser Punsch aus ff getrunken habe; wir sangen das Duett aus «Faust» auf der Mainzer Gasse, weil es so wunderschöner Mondschein war, und heute habe ich ein wenig Kopfweh. Diese

Stelle suche aber auszuscheiden, ehe Du den Brief nach Rom schickst; einer jüngern Schwester kann man schon so was vertrauen, aber einer ältern, päpstlichen, beileibe nicht!"

Mendelssohn scheint damals ernstlich daran gedacht zu haben, sich später in Frankfurt bleibend niederzulassen; wenigstens ein Brief an den liebenswürdigen Senator Bernus, von Leipzig aus am 10. October 1845, sagt:

„Sobald ich mir das Recht genommen habe, nur meiner innerlichen Arbeit und dem Componiren zu leben und das Dirigiren und öffentliche Musiciren nur ab und zu, je nachdem es mir Vergnügen macht, zu betreiben, dann will ich sogleich wieder nach dem Rhein und zwar, wie ich jetzt gewiß denke, nach Frankfurt gehen. Je eher das geschieht, desto lieber wird es mir sein; das ganze äußerliche Musiktreiben, Dirigiren u. s. w. habe ich von jeher doch nur aus Pflichtgefühl, nie aus Neigung übernommen, und so hoffe ich, ehe noch viel Jahre vergehen, melde ich mich zum Hausbau."

In Leipzig hatte sich eine große Schar fremder Zugvögel und fahrender Schüler versammelt, die sich alle im Winter 1845—46 dort um den Meister reihten. Die berühmtesten Vertreter der Musik ließen sich in Leipzig sehen und hören. Hector Berlioz erschien, Hiller, Pauline Garcia, die Schröder und ihre Tochter, die geniale Wilhelmine Devrient; Gade, der junge Däne, der liebenswürdige Componist jener Hochlandssymphonie, über die Mendelssohn so große Freude geäußert; die gefeierte Pianistin Dulken,

Schwester David's; Parish-Alvars, Servais, Robert Franz aus Halle, Lobe aus Weimar und viele andere. Zu den fahrenden Schülern rechne ich Louis Ehlert aus Königsberg, den Autor der „Musikalischen Briefe und Tagebuchblätter aus Rom", Richard Wuerst, Karl Reinecke, Riccius, Otto Goldschmidt; das unzertrennliche Geigerpaar Joseph von Wasielewsky und Otto von Königslöw, von denen der erste unter die Schriftsteller gegangen ist als Biograph Schumann's und der andere unter die Concertmeister; Otto Dresel, der in Amerika für deutsche Musik Propaganda macht, und einen damals noch sehr jugendlichen Virtuosen im ungarischen kurzen Jäckchen, mit Namen Joseph Joachim.

Unter all den Musikanten tauchten aber auch die Poeten auf, die in jenen Tagen für mich alle mit einem goldenen mehr oder minder breiten Lichtstreifen um den Kopf, wie die Heiligen ihn zu tragen pflegen, umherwandelten. Wer von ihnen hätte wol gedacht, daß jenes junge lebensfrohe Ding, dem wol einer oder der andere im Vorbeistreifen ein freundliches Scherzwort sagte, sich von ihr gelegentlich ein Liedchen singen ließ oder gar mit ihr tanzte, wie z. B. der Verfasser der „Schwarzwälder Dorfgeschichten", sie einstmals sans gêne mit „Herr College" anzureden das Recht erlangen würde!

Gustav Freytag lebte in Leipzig; der elegante Robert Heller; auch Heinrich Laube, Oswald Marbach, Julius Hammer, Hermann Marggraff, Gustav Kühne, Moritz Hartmann, für dessen schönen Dichterkopf wir alle heimlich

schwärmten; auch Andersen kam öfter herüber, sowie das „enfant chéri“ der leipziger Damen, der gefeierte Berthold Auerbach. Warmer Enthusiast für Musik, liebenswürdigster Gesellschafter, gehörte er vorzugsweise zu jenem Kreise, dessen leuchtenden Mittelpunkt Mendelssohn bildete. Unter all diesen seinen Collegen bewegte sich mit jugendlicher Frische und Empfänglichkeit der Legationsrath Gerhard, der meisterhafte Uebersetzer von Robert Burns.

Es gab viele Familien Leipzigs, in denen sich die musikalischen Elemente in heiterstem Verkehre untereinander bewegten, vor allen das Haus Karl Harkort, in dessen großartiger Geselligkeit die Geister freilich auch zuweilen „aufeinanderplatzten“, d. h. Freund und Gegner sich zusammenfanden. Frau Auguste Harkort, die Schwiegermutter Gustav Kühne's, eine der geistvollsten und warmherzigsten Frauen, selbst früher eine ausgezeichnete Sängerin, ließ in ihren reizenden Salons lesen, musiciren, Theater spielen, diniren und soupiren; sie gab Feste für jung und alt in der Stadt wie in ihrem lieblichen dölitzer Landhause und empfing mit unbeschreiblicher Liebenswürdigkeit jeden Gast. Den Epheuzweig dankbarster Erinnerung für so manche frohe Stunde auf ihr stilles Grab auf dem schönen Johanniskirchhofe!

Der liebenswürdige Fürst Reuß empfing sehr häufig in seinem Hause die Repräsentanten der Kunst, Poesie und Wissenschaft, ebenso die beiden Brüder Härtel, die hochgeehrten Inhaber der weltbekannten Firma Breitkopf und Härtel; ferner das würdige Ehepaar Dörrien, Hofrath

Keil, die Häuser von Preußer, Salomon-Seeburg, Kistner, Consul Clauß, Petschke, Friedrich und Heinrich Brockhaus, von der Pfordten, der damalige Rector Magnificus; die feinsten musikalischen Genüsse unter der Aegide der holden Muse des Gesanges spendete aber der Salon der Frau Livia Frege und eine Auswahl von Musik jeden Genres konnte man in Reudnitz hören bei dem interessanten alten Friedrich Hofmeister, diesem gastfreien liebenswürdigen Schützer aller jungen musikalischen Talente.

Es war im Spätherbst des Jahres 1845, als man in der Bürgerschule zu Leipzig, eine Treppe hoch, eines Vormittags in der zwölften Stunde den „Kapellmeister Mendelssohn" meldete. Wohl waren wir im allgemeinen auf diesen Besuch vorbereitet; denn mein damaliger Gesanglehrer, Ferdinand Böhme, warmen Andenkens, hatte mir gestanden, daß er Mendelssohn von meinem Musikeifer und meiner Stimme gesprochen, und daß die Antwort gelautet habe: „Ich werde mir nächstens den kleinen Singvogel einmal ansehen!"

Hatte mich dieses einfache Referat schon in Aufregung versetzt und mir schlaflose Nächte gebracht, so rief die wirkliche Meldung des Erwarteten einen wahren Fieberzustand hervor. Die Geschwister drängten sich um mich her; wir konnten uns alle nicht vorstellen, daß dort, in dem anstoßenden Zimmer, wirklich der Mann sein sollte, für den wir in allen Tonarten schwärmten. Die Aeltern waren ebenfalls nicht ganz ruhig, das liebe Leidensgesicht

der Mutter wechselte die Farbe, aber sie konnte doch jene Thür öffnen, die zu dem seltenen Gaste führte, und das hätte ich, glaube ich, in einer Stunde noch nicht fertig gebracht. So kam ich denn wie im Traume in ihrem Geleit ins Zimmer, und die Geschwister, das wußte ich, guckten eins nach dem andern durch das Schlüsselloch.

Da trat er uns so freundlich entgegen wie ein alter Bekannter, reichte dem Vater die Hand und wir setzten uns zu ihm, und er fing nun an mit den Aeltern zu plaudern, sagte ihnen, daß er von meinem Lehrer viel Gutes über meine Stimme und meine musikalische Seele gehört, und daß er eben frische Stimmen und musikalische Seelen brauche und das Publikum auch, und daß jeder nach den Kräften, die ihm verliehen, beitragen müsse, die Musik zu fördern, und wie der Concertsaal des Gewandhauses kein Schlachtfeld sei, sondern ein Kunstinstitut, wo jungen strebsamen Talenten Gelegenheit geboten werden solle, etwas Tüchtiges zu lernen. Ein Wort gab das andere, Vater und Mutter sprachen dazwischen, und obgleich die letztere bisher allen Vorstellungen meines Singmeisters, mich für die Kunst ausbilden zu lassen, ein energisches: „Nie gebe ich zu, daß mein Kind öffentlich auftritt", entgegengesetzt hatte, so sah und hörte ich jetzt zu meinem Erstaunen, daß sie dieses nämliche Kind völlig überwunden dem Herrn Kapellmeister zur Disposition stellte. Auch die Gegengründe des Vaters waren nur schwach und wurden bald überstimmt. Mendelssohn konnte nun einmal alles durchsetzen, was er wollte; es

widerstand seinem Wesen, seinem Blick und Lächeln niemand. Ich selber wollte natürlich alles: Tag und Nacht singen, wenn er es für gut befand; wir gingen eben alle für ihn durch wirkliches Feuer und Wasser, nicht wie Tamino und Pamina durch gemaltes. Aber merken lassen hätte ich mir dergleichen nimmermehr. So saß ich auch jetzt ganz still und stumm und sah mir das feine liebe Gesicht an, hörte wie im Traume der sanften Stimme zu und den raschen lebhaften Worten.

Da wandte er sich denn plötzlich zu dem „kleinen Singvogel“ und fragte lächelnd: „Würden Sie mir denn wol etwas vorsingen? Ich möchte Sie so gern einmal hören!“

Ich fühlte, wie ich todtenblaß wurde und mein Herzschlag stockte. Aber ich stand auf und antwortete: „Wenn Sie es wünschen, will ich's versuchen.“

„Was liegt da auf dem Klavier?“ Und bei diesen Worten erhob er sich. „Darf ich einmal mustern? Denn nicht wahr, Angst werden Sie doch nicht haben?“

Ich sah ihn nur an und begegnete einem so freundlichen Lächeln, daß ich plötzlich wieder muthiger wurde. Auch fiel mir ein, wie sehr mein guter Maëstro schelten würde, wenn er hörte, wenn ich mich gar zu sehr blamirt hätte, und Schelte habe ich mein Lebtag nicht leiden mögen. „Da ist Mozart's «Zauberflöte»“, sagte ich, „und Mendelssohn's «Paulus».“

„Und hier die «Schöpfung», aus der wir nächstens etwas aufführen wollen“, fuhr Mendelssohn fort; „das

ist eine ganz unterhaltende Gesellschaft, denke ich. Singen Sie mir doch einmal, bitte, die Arie «Jerusalem».“

O weh! nun gerade, als ob er's gewußt hätte — diese Arie, wo mich Herr Böhme jedesmal wegen eines kleinen Taktfehlers zu tadeln pflegte und wo man einen so ruhigen Athem brauchte. Aber ich war eben in jener bekannten Stimmung des Möros, als er zu Dionys sagte:

Ich bin zum Sterben bereit
Und bitte nicht um mein Leben.

Und so legte ich ohne weitere Einwendung die Arie auf das Notenpult.

Da setzte sich Mendelssohn an den Flügel, präludirte erst ein Weilchen, nickte mir dann zu und gab das Zeichen zum Anfange.

Ich erinnere mich, daß ich weder wußte, wer ich war, noch wo ich war; ich dachte nur: „Mendelssohn ist es, der da begleitet und du sollst ihm aus seinem «Paulus» singen.“

Und ich sang. Den bewußten Taktfehler machte ich diesmal zwar nicht, aber das langgehaltene F zitterte doch im Anfange gewaltig; allein je weiter ich kam, desto ruhiger und feierlicher wurde mir zu Muthe, und nur gegen das Ende, wo ich wieder an das dachte, was nun kommen sollte, an sein Urtheil, bebte die Stimme von neuem. Aber ich hatte mich umsonst geängstigt; er war so gütig und herzlich und freute sich der Frische der Stimme und des warmen Herzens. „Ich denke, Sie werden uns recht oft etwas singen“, sagte er; „Sie suchen wol auch Fräu-

lein Schloß auf, dann hören wir schöne Duetten!“ Zugleich bat er mich, die Arie aus der „Schöpfung“ zu studiren:

Nun beut die Flur das frische Grün,

und bei der in kurzem bevorstehenden Aufführung des „Sommernachtstraum“ eine Elfe zu übernehmen als erstes Gewandhaus-Debut.

Und da saß ich denn eines Abends, gebührend elfenartig in Weiß, mit der andern Elfe, Fräulein Schwarzbach, einer Schülerin des Conservatoriums (später Sängerin in München), in dem verhängnißvollen Concertsaale auf dem Podium. Die berauschend süße Musik des „Sommernachtstraum“ wogte und wallte um mich her und so sang ich mein „Bunte Schlangen, zweigezüngt“ und mein helles „Gute Nacht! mit Eiapopei“. Meine Augen hingen unverwandt an dem Dirigenten und obgleich mein Herz mächtig schlug, hat doch der Ton nicht gebebt, und mein theuerer Vater, der sich oben in dem äußersten Winkel der großen Mittelloge versteckt hatte, wo die strengen Richter, die Mitglieder der Concertdirection, saßen, kam nachher mit heiterm Lächeln herunter, um seine „Elfe“ abzuholen. Mein vortrefflicher Maëstro aber, der ohne Zweifel glaubte, ich würde mich „trotz alledem und alledem“ verzählen, da mir von allem Anfang an bis zur heutigen Stunde das Zählen und Rechnen ein point noir geblieben, strahlte wahrhaft.

Er aber — war zufrieden und nannte mit seinem sonnigen Lächeln mein Debut ein glänzendes. Am andern

Morgen kam Mendelssohn — und das vergesse ich ihm nie — zu meiner Mutter, die es nicht hatte über sich gewinnen können, in ihrer Sorge und Zärtlichkeit mich vor „so vielen fremden Leuten" singen zu hören, und die es später auch niemals über sich gewann, — und erzählte so viel Warmes und Liebes von der kleinen „Elfe", daß er sie zu Thränen rührte. Das war eben wieder einer der zahllosen Beweise jener „Höflichkeit des Herzens", deren Aeußerungen so unbeschreiblich wohlthuend wirkten. Wer hätte sich wol wie er in dieser reizenden Weise um das Debut einer Anfängerin gekümmert!

Seit jenem Tage nahm ich gewissermaßen theil an dem öffentlichen und privaten höhern Musikleben Leipzigs, durfte, wie man zu sagen pflegt, ein Wort mitreden und eine kurze Weile dahinfahren auf dem Strome —

von dem Glanze selig blind.

Zu Fräulein Schloß, die, zum zweiten mal für die Concertsaison in Leipzig engagirt, damals im Place de Repos wohnte und überall in den deutschen Landen gefeiert wurde, wanderte ich denn auch, und zwar mit nicht geringem Stolz, daß ich's eben durfte. Und wie liebenswürdig nahm sie die angehende Collegin auf, wie anmuthig und herzlich wußte sie ihr Muth zuzusprechen, wie köstlich studirte sich's mit ihr! Die Erinnerung an sie und ihre sympathische Stimme, an ihre Bescheidenheit und Heiterkeit, an ihre Verehrung für Mendelssohn und an unsere kleinen und größern Duetten, die wie aus Einem Guß klangen, gehört zu den frischesten aus jener

goldenen Tagen. Und doch stehen auch alle die andern Künstlergestalten so lebendig vor mir, die damals die junge Kunstnovize so freundlich fördern halfen: Moscheles in seiner Güte, und seine schöne, allgemein geliebte und verehrte Frau; David in seiner heitern geistvollen Weise, dessen Richteraugen man oft voll banger Sorge suchte; Gade, der liebenswürdige Dirigent, dessen Kopf an die Porträts von Mozart erinnerte und von dessen ganzer Persönlichkeit die leipziger Damen so entzückt waren, der so gern tanzte, aber nicht etwa nach seinem eigenen scherzhaften Ausdruck „wie eine Kommode", sondern flott und munter wie ein Student; Hauptmann, der Componist des „Salve Regina" und jener schönen Lieder mit Violinbegleitung, die seine Frau mit so tiefer Empfindung sang; Julius Rietz, Ferdinand Hiller, Lobe, Ernst Richter und Robert Franz. Robert Schumann sah ich damals nur flüchtig; er lebte schon in Dresden und kam nur zuweilen herüber, wenn irgendein Werk von ihm aufgeführt wurde, wie z. B. sein „Paradies und Peri", oder wenn seine geniale Frau spielte.

Es wurde in jenem Winter sehr viel gute Musik in Privatkreisen in Leipzig gemacht, und nicht nur im Mendelssohn'schen, Moscheles'schen, David'schen und Schleinitz'schen Hause. Ueberall, wo man zusammenkam, führte man oft aus dem Stegreife Trios auf, Chöre aus Oratorien und Quartetten aller Art. Da ließ denn, besonders in den schönen Sonntagsmatinéen im Frege'schen Hause, Frau Livia ihre süße Stimme ertönen; da sang der liebenswürdige joviale alte Herr Limburger Zelter'sche Balladen mit unnachahmlich

lebendigem Vortrage, und in den Quartetten excellirten der klare Sopran des Fräuleins Jenny Küstner und der weiche Tenor des Herrn Emil Trefftz. Und wenn Mendelssohn zugegen war, so übersah er in all dem Gedränge doch niemals seine jungen „Rekruten“; wenn man ihn noch so sehr umringte, immer fand er doch einen Augenblick auch für uns zu einem freundlichen Wort, einer neckischen Frage, einem Scherz im Vorüberstreifen.

Ich habe über Mendelssohn's Schroffheit und gesellige Unliebenswürdigkeit klagen hören. Man erzählte, daß er oft ganz steif und stumm dasitzen konnte, ohne ein Fünkchen von jenem Feuer und Geist seines Wesens spielen zu lassen, wie seine Freunde es an ihm kannten. Aber wie trieben es die Menschen auch mit ihm, dem alle leeren Ovationen so sehr zuwider! Wie luden sie ihn ein zu luxuriösen Festen, damit er ihren Salons den Glanz seines Namens verleihe, ohne dafür zu sorgen, daß sympathische Elemente in seine Nähe gebracht wurden! Wie quälten sie ihn mit Ansprüchen aller Art, die er dann zurückzuweisen sich genöthigt sah. Da gab es freilich infolge davon verdrießliche Gesichter und verzweifeltes Achselzucken. Sehr ärgerlich konnte er werden, wenn man meinte, mit ihm ewig und ausschließlich nur von Musik reden zu müssen, wie es ja auch nichts Deprimirenderes für den Schriftsteller gibt als das unaufhörliche Gesprächsthema seines „Handwerks“. „Als ob ich von nichts anderm zu reden wüßte als von meinem Geschäft!“ sagte er zuweilen in komischem Zorne.

Und wie warm wurde er dagegen bei einem Gespräch über gelehrte oder schöngeistige Themen; wie war er überall zu Hause bei seiner seltenen universellen Bildung, bei seinem tiefen lebhaften Interesse an allen höhern Fragen auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst; wie liebten die alten Herren, die berühmten Professoren, Rectoren und Directoren der ehrwürdigen Lipsia, mit ihm zu reden! Dagegen konnten ihn politische Discussionen, wie sie in jener gärenden Zeit unter Männern kaum zu vermeiden waren, verstimmen, und sein Freund Berthold Auerbach, der in seiner Lebhaftigkeit mit ihm zuweilen auf derartige brennende Fragen gerieth, kam dann ziemlich heftig mit ihm aneinander.

Als einen Versuch, eine größere Vereinigung der verschiedenen leipziger Kreise zu Wege zu bringen, zum Besten der höhern Geselligkeit und Musik, möchte ich jene sogenannte allgemeine Liedertafel erwähnen, obgleich dieselbe das Leben einer Eintagsfliege lebte. Man versammelte sich in einem großen Saale in der ersten Etage des Aeckerlein'schen Hauses am Markte, Frauen und Männer aus den höhern und höchsten Ständen, und niemand sollte Wirth und niemand Gast sein. Innig verschmolzen sollten nun Quartetten gesungen und dann sollte soupirt werden. Aber wenn auch schon Goethe sagt:

> Mein Leipzig lob' ich mir,
> Es ist ein klein Paris und bildet seine Leute,

so ist es eben bis auf den heutigen Tag leider doch nur ein „klein" Paris geblieben, und da läßt sich manches mit

aller Kunst und Mühe nicht herstellen, was sich in dem großen Paris ganz von selber gemacht hätte. Der eigentliche Leipziger will nicht verschmolzen werden; sein Ich soll ganz für sich allein einen Lichtkreis werfen. Wie bekanntlich überall, so residirten auch in Leipzig zahllose gesellschaftliche Rattenkönige, an deren Schwänze sich eine getreue Schar klammerte, und was das heißen wollte, diese selbständigen Herrscher unter den Hut einer Liedertafel zu bringen, sollten die Unternehmer dieser großen Verbrüderungsgesellschaft nur zu bald erfahren. Da trat denn von vornherein jeder, der seinen Beitrag bezahlt, mit einer souveränen Verachtung seiner Nebenbuhler in den Aeckerlein'schen Saal und war fest entschlossen, um keinen Preis der Welt sich von seiner Würde das Geringste zu vergeben; und was nun gar die Rattenköniginnen dachten, darf man gar nicht erzählen. So mußte sich der große Kreis in zahllose kleine Kreischen spalten; nur was im Alltagsleben miteinander verkehrte, hielt sich zusammen, und nur wenige kühne Seefahrer wagten sich auf die unbekannten Meere.

In liebenswürdigster Weise machte Mendelssohn, als außerhalb aller Kreise stehend, die Honneurs, und Gade und David assistirten ihm in der heitersten Weise. Wie manches unvergeßlich neckische Wort richteten sie da an mich, wie fragte Mendelssohn wol leise: „Wie war doch jene schöne Stelle?" Und dann sang er kaum hörbar irgendeine schwierige kleine Passage aus einer Arie, die ich vielleicht eben studirte, oder er taktirte und ich mußte sie piano-pianissimo singen. Wir jungen Mädchen, die

wir bei diesen Gelegenheiten zusammenhielten, gaben uns bei den Quartetten allezeit die größte Mühe, wie denn überhaupt während des Singens alle Zersplitterung aufhörte, und da sagte er zuweilen: „Ich habe wohl gehört, wie besonders hübsch man in diesem Eckchen gesungen hat!“

Und so stimmte man denn noch einmal so feurig an nach solchem Lobspruch:

> Und frische Nahrung, neues Blut
> Saug' ich aus freier Welt.

Bei Gelegenheit des Soupers traten freilich wieder die alten Separationsgelüste auf:

> Vertheilt euch, wackre Männer, hier,

hieß es im stillen, und in kleinen Abtheilungen hielt man sich nun fest zueinander, brachte sich gegenseitig seine Toaste und flüsterte zusammen, daß es die Nachbarn nicht hörten. Die neue leipziger Liedertafel starb deshalb auch trotz aller Rettungsversuche an gebrochenem Herzen im folgenden Winter.

Wie unendlich gütig Mendelssohn gegen mich war, wenn ich im Gewandhause sang, sagen keine Worte. Er rückte ausnahmsweise sein Dirigentenpult ganz vor, in meine unmittelbare Nähe, damit ich ihn recht vor mir sah, um mir Muth zu machen, und wie freundlich nickte und blickte er während des Dirigirens herüber. Wenn ich auf dem Platze der Sängerinnen saß, unten vor dem Orchester, und meine Nummer kam, und ich vor Herzklopfen keinen Ton, nur ein wirres Sausen und Brausen der vorhergehenden Ouverture gehört hatte, und eine kleine

Pause eintrat, dann kam er die Stufen herab, die von dem Podium in den Zuschauerraum führten. Mit jener leichten Grazie, die ihm so wohl stand, verbeugte er sich und ich folgte ihm auf das Podium, jederzeit mit Gefühlen, die denen eines Verurtheilten, der das Schaffot besteigt, mindestens verwandt waren. Wie viel hundert Augen waren auf mich gerichtet! Aber da hatte Mendelssohn allezeit ein heiteres Wort für die Zagende. „Mein Fräulein, wir machen unsere Sache allezeit so vortrefflich; ich sehe Ihnen aber an, daß Sie heute das Publikum ganz und gar bezaubern wollen!“ oder: „Denken Sie nur jetzt auf eine halbe Stunde, daß Sie die erste Sängerin Europas sind; ich denke es auch.“ Oder: „Heute wollen wir Ferdinand Böhme vor Freude außer sich bringen!“ Ach, wer könnte sie vergessen, alle jene lieben Worte und das liebe Antlitz dazu!

Einmal war ich mit Sophie Schloß bei ihm, um Reichardt's „Veilchen“-Duett, jenes süße Lied im Volkston:

Ein Veilchen auf der Wiese stand,

vor ihm zu singen. Ich hatte die erste Stimme und ging frisch und unbefangen in das hohe B hinauf. Da wandte er sich um und sagte strahlenden Blickes: „Aber das ist ja ganz reizend, das geht einem direct ins Herz! Wenn das doch der Reichardt hören könnte! Das muß ich seiner Tochter schreiben! Wie unschuldig und lieb das klingt, und wie die Stimmen schön zusammengehen! Das möchte ich stundenlang hören.“

In ebendieser Stunde brachte er uns ein kleines Duett über den Text:

Du hast mich verlassen, mein Jamie!

„Du hast mich vergessen“, sang Fräulein Schloß. „Verlassen“, wiederholte Mendelssohn und setzte dann hinzu: „Nun, es ist am Ende einerlei — verlassen oder vergessen, nicht wahr, meine Damen?“

„Ach, ich denke vergessen werden ist doch tausendmal schlimmer als verlassen sein“, sagte ich da. Mendelssohn wandte sich um, sah mich mit einem warmen Blick an und sagte: „Sieh da, wie sie uns beide belehrt, die Kleine! Und wie recht hat sie! Das Verlassenwerden ist schlimm, aber das Vergessenwerden ist das Traurigste auf der Welt!“

Jenes Concert, wo wir das Veilchenlied öffentlich sangen, war überhaupt ein glänzendes und Mendelssohn in wahrhaft strahlender Laune. Sophie Schloß in gelbem Atlas und schwarzen Spitzen, dunkelrothe Rosen im Haar, sang zuerst unter rauschendem Beifall das Mozart'sche „Veilchen“, das Mendelssohn so sehr liebte, und dann kam unser Veilchenduo, das wir dreimal wiederholen mußten; das Terzett aus Cimarosa's „Matrimonio segreto“, wo Tante Fidalma-Schloß mit ihrem beruhigenden „vergogna — vergogna“ wahrhaft excellirte und ich die aufgeregte Karoline fast spielte zu Mendelssohn's größtem Vergnügen, so sehr gerieth ich ins Feuer; auch die dritte im Bunde, Fräulein Starke, war voll Leben, und so verlangte man dies reizende Musikstück ebenfalls stürmisch dacapo. Zu Sophie Schloß

sagte er an jenem Abend: „Wir haben ein Waldschlößchen, wo's recht hübsch ist, aber unser Concertschlößchen ist doch noch viel hübscher."

Als ich von ihm Abschied nahm, äußerte er: „Ich kann das Veilchenlied nicht vergessen, und wenn mir's einmal traurig ums Herz ist, dann bestelle ich mir's bei Ihnen."

Sophie Schloß in ihrer liebenswürdigen Art von jener Zeit ihres leipziger Aufenthalts und ihrem Zusammenleben mit Mendelssohn brieflich erzählen zu hören, ist gar anmuthig. Sie hing an ihm mit enthusiastischer Dankbarkeit. Mendelssohn war ihr Freund und Lehrer und förderte ihr herrliches Talent in jeder Weise. Durch seine warmen Empfehlungen erhielt sie die schmeichelhaftesten und lucrativsten Concertaufforderungen von allen Seiten, denen folgen zu dürfen er für die Sängerin bei der leipziger Concertdirection auswirkte. Als sie einst von einer größern Concerttour nach Leipzig zurückkehrte und sich bei Mendelssohn meldete, rief er ihr lachend entgegen: „Fräulein Schloß, Sie machen's ja wie der Dorfbarbier!" Sie sang bei ihm immer vor jeder großen Probe, wo er sie dann nicht eher entließ, bis sie das betreffende Musikstück genau in seinem Sinne ausführte. Ach, es war wol schöne Zeit!

„Doch ich hatte auch böse Tage", schreibt sie. Einst sollte sie bei ihm eine Mozart'sche Arie mit Violinbegleitung (die nachher David so herrlich spielte) vom Blatt, einen Ton transponirt, singen. „Das ging denn", gestand die Sängerin selber, „herzlich schlecht." Da sprang Men-

delssohn endlich auf und zerriß die Arie in hundert Stücke. „Schauderhaft! Unter aller Kritik!“ rief er aus. Und die großen dunkeln Augen, die entsetzt seinen Bewegungen gefolgt waren, füllten sich nun mit Thränen; Sophie Schloß, die vielbewunderte Sängerin, fing bitterlich an zu weinen.

Da trat Mendelssohn zu ihr hin, legte sanft die Hand auf ihre Schulter und fragte: „Warum weinen Sie denn? War ich zu grob? Nun, seien Sie nur wieder ruhig; dafür bekommen Sie auch ein Lied in Ihr Album. Und morgen singen wir besser!“

Und sie bekam ein reizendes Lied mit der Unterschrift: „Von Ihrem sehr großen und aufrichtigen, vielleicht gar zu aufrichtigen Verehrer“.

Auch erschien sie einmal in der Probe anstatt in ihrem gewöhnlichen glatten Scheitel mit langen Locken. Sie merkte sofort an seinem Blick, daß ihm etwas an ihr misfalle, er war ziemlich ungnädig. Als die Probe vorüber war, fragte sie in ihrer Offenheit nach dem Grunde seiner Verstimmung.

„Ihre Locken ärgern mich, Fräulein Schloß!“ lautete die Antwort. „Tragen Sie doch wieder Ihren Scheitel. Locken dürfen nie schwarz, sie müssen hellbraun oder blond sein!“

Aus jener Zeit stehen verzeichnet an gedruckten Schöpfungen Mendelssohn's:

Die Musik zum „Oedipus“; Quintett für Streich-

instrumente; zwei Orgelsonaten; Lieder für eine Singstimme und „Lieder ohne Worte“; ein für Köln geschriebener „Festgesang an die Künstler“; ein „Lauda Sion“ für Chor, Solo und Orchester; vierstimmige und achtstimmige Lieder und Sprüche, und das Oratorium „Elias“.

Das Textbuch dieses letzten größten Werkes Mendelssohn's, aus dem ersten Buch der Könige gebildet, bringt zuerst die Prophezeiung des Elias von der Hungersnoth und die Klagen der Leidenden, dann die Abreise des Propheten, die herrliche Scene zwischen ihm und der Witwe, die mit der Wiedererweckung des Kindes endet; den Untergang der Baalspriester; die Bitte um Regen, eine Stelle von wunderbarer Wirkung:

Ich sehe eine kleine Wolke über mir!

ruft die zarte Knabenstimme — das Oeffnen des Himmels und das Erheben der Wasserströme.

Den zweiten Theil bildet die Verfolgung und die Flucht des Elias in die Wüste, seine Himmelfahrt und die Weissagung auf den Messias.

Abgesehen von der Wirkung der großartigen Chöre ist das Frauenstimmenterzett ohne Begleitung:

Hebe deine Augen auf!

von wahrhaft hinreißendem Zauber.

Gumprecht sagt so schön von dieser letzten großen Schöpfung Mendelssohn's: „Der «Paulus» war das Werk eines fünfundzwanzigjährigen Jünglings, im «Elias», den ein ganzes Decennium von jenem trennte, steht der fertige Mann vor uns, der völlig gereifte Geist, für den es sich

nur noch darum handeln konnte, in künstlerischen Thaten der Welt und dem Leben zurückzuerstatten, was sie ihm an innern und äußern Eindrücken und Erfahrungen gewährt. Die Stimme des Propheten ist in der That ein Hammer, der Felsen zerschlägt. Den machtvollsten Widerhall hat hier Händel's siegesgewaltige Weise gefunden, und nicht minder rauscht der Geist des alten Meisters in dem stolzen Adlerflügelschlag der Chöre."

Im letzten Winter der Thätigkeit Mendelssohn's in den Gewandhausconcerten fiel wie ein Lichtstrahl in die bunte Welt der Erscheinungen das Auftreten von Jenny Lind.

Wesen gibt's, begünstigt vom Himmel,
Die durch sich selbst sind — alles sind
Und nichts dem Ahnherrn schulden, nichts der Welt! —

sagt Voltaire. Und solch ein Wesen war die blonde Schwedin, deren Jugendgeschichte Charlotte Birch-Pfeiffer so poetisch beschrieben. Als dreijähriges Kind war sie schon die Lerche des düstern Aelternhauses, als neunjähriges Mädchen erregte sie die Aufmerksamkeit aller Musikfreunde und trat als Schülerin in das Conservatorium von Stockholm ein, und ihre liebliche Stimme, ihr feines Gehör, ihr wunderbares Musikgedächtniß, ihr Fleiß und ihre anmuthige Bescheidenheit machten sie zum Liebling ihres Gesangslehrers, des verdienstvollen Musikers und Componisten Berg. Sie trat in verschiedenen, für sie geschriebenen Kinderrollen auf und das Publikum war entzückt von den

Silbertönen, die über die Lippen der kleinen Elfe strömten. Vielleicht waren es die unausgesetzten Studien in so zartem Alter, die diese Stimme plötzlich zum Schrecken des Lehrers erlöschen ließen. Vier Jahre lang setzte Jenny Lind mit einer staunenswerthen Consequenz ihre theoretischen und technischen Musikstudien fort trotz eines fast klanglosen Organs; da kehrte der volle süße Ton fast ebenso plötzlich wieder, als er entschwunden. Der treue Lehrer begrüßte mit Entzücken den langentbehrten Schmelz der holdesten Stimme und führte im Triumph die geliebte Schülerin dem überraschten Publikum wieder vor. Sie trat als Agathe in Weber's „Freischütz" auf, unter einem Beifallsjubel ohnegleichen. Aber in ihrer Seele brannte das Verlangen, mehr zu lernen, mehr zu hören, die große Künstlerseele schlug ungeduldig mit den Flügeln; die Schranken waren zu eng und Jenny Lind ging nach Paris, um bei Manuel Garcia, dem genialen Bruder einer Malibran und Pauline Viardot, diesem wunderbaren Doppelgestirn am Himmel der Gesangskunst, weiter zu studiren. Die Trennung von der Heimat, die ermüdende Reise und das Gefühl der Verlassenheit hatten aber das zarte Organ des jungen Mädchens dermaßen angegriffen, daß der berühmte Maëstro nach einer Prüfung der neuen Schülerin jenen bekannten Ausspruch that: „Mon enfant, vous n'avez plus de voix." „Ruhen Sie drei Monate, üben Sie vorsichtig — et puis je serai bien charmé de vous revoir."

Da kam denn das stille thränenreiche Jahr: ein Jahr hoffnungslosesten Studiums, tiefsten Leides und brennendsten

Heimwehs. Nach einer Pause von drei Monaten studirte Jenny Lind mit einer Energie ohnegleichen unter Garcia's Leitung Tag für Tag, und des Nachts netzte sie ihr Kissen mit Thränen und träumte von ihrer fernen Heimat, und mitten in all ihren Träumen hörte sie doch jene unbarmherzige Stimme, die da sagte: „Mon enfant, vous n'avez plus de voix." Aber wie jene junge Palme unter dem Drucke des schweren Steins, von dem doch alle dachten, „daß er sie zermalme", so wuchs dieses königliche Talent unter der Last des heimlichen Wehs hoch und höher empor, dem blauen Aether entgegen. Aber immer noch tönte kein Lob von Garcia's Lippen, er rühmte nur den Fleiß, die Ausdauer und Kehlfertigkeit seiner stillen blassen Schülerin, die Stimme erschien ihm unheilbar krank und schwach. Blühten doch zu gleicher Zeit so viele andere brillante Gesangstalente in seinem Garten, vor deren glänzenden Farben die zarte Wasserrose verschwand.

Einer großen warmen Künstlerseele war es vorbehalten, sie zu entdecken und aus dem Schatten ans Licht zu tragen; zwei tiefe Künstleraugen fanden sie, das feinste Künstlerohr empfand den unsagbaren Zauber dieser Stimme: Giacomo Meyerbeer hat Jenny Lind der Welt geschenkt. Er hörte sie eines Abends die Arie der Alice singen, seine Arie:

Va — va, dit-elle, mon enfant!

und war erschüttert. Mit solch rührender Innigkeit hatte noch keine Stimme diese süße und zärtliche Bitte einer sterbenden Mutter dem Sohn überbracht; es war fast ein

Gebet, aber der Componist des „Robert“ empfand, daß solche Töne seiner Seele vorgeschwebt, als er jenen „letzten Gruß einer Scheidenden“ niedergeschrieben.

Jenny Lind kehrte nun auf kurze Zeit in ihre nordische Heimat zurück, um zuerst in Dresden die deutsche Sprache zu studiren und sich ganz im Stillen für ihr Auftreten in Berlin vorzubereiten. Im October 1844 erschien sie zuerst im königlichen Opernhause als Norma, dann als Vielka in Meyerbeer's „Feldlager“, um einen Enthusiasmus zu erregen, wie er vielleicht nie zuvor und nie nachher in diesen Räumen laut geworden.

Als sie in Leipzig am 4. Dec. 1845 auftrat, war das Concertpublikum in einer fieberhaften Spannung. Und als sie endlich auf dem Podium sichtbar wurde, diese schlanke, mädchenhafte Erscheinung mit dem blonden vollen Haar, ganz in Rosaseidenstoff gehüllt, an der Brust und im Haar weiße und rosenrothe Camellien, mit der keuschen Grazie ihres Wesens, so ohne alle Ostentation, da löste sich der Bann und jubelnder Zuruf ertönte.

Jenny Lind erschien nur schön, wenn sie sang, und dann in jenem man möchte sagen verklärten Porträt von Magnus in Berlin, im Besitz des Professors Wichmann. Sie war bleich und ohne Frische, ihre Züge waren weder regelmäßig noch irgendwie bedeutend. Die Musik allein, sonst nichts in der Welt verwandelte dieses Antlitz so wunderbar: es wurde dann wahrhaft transparent, die Seele durchleuchtete die Hülle in bezaubernder Weise.

Und so sang sie an jenem Abend im Gewandhause

Bellini's „Casta diva“, das Duett aus den „Montecchi und Capuleti“: „Si fuggire“ mit Miß Dolby, die Brief-arie aus Mozart's „Don Juan“ und zwei Mendelssohn'sche Lieder: „Auf Flügeln des Gesanges“ und „Leise zieht durch mein Gemüth“.

Ich weiß nicht, wie ich nach jenem Concert nach Hause gekommen bin, ich weiß nur, daß ich zitterte und weinte und die Nacht darauf kein Auge schloß. Aber nicht die „Casta diva“ in ihrem Perlenschmuck von Coloraturen, nicht die holde Giulietta, nicht die edle Donna Anna war es, an die ich unaufhörlich denken mußte, die ich immer hörte; es war einzig das unsagbar süße, verschwebende, fast überirdische:

Sag', ich laß sie grüßen!

Was mußte er empfinden, aus dessen Seele diese liebliche Liederblume emporgeblüht und der am Flügel saß und die Sängerin begleitete! . . .

Am nächsten Tage gab Jenny Lind noch ein Concert, diesmal zum Besten des leipziger Orchesterwitwenfonds. Da sang sie die große Arie der Gräfin aus Mozart's „Figaro“: „E Susanna non vien“, die Freischütz-Arie: „Wie nahte mir der Schlummer“, das Finale aus der „Euryanthe“: „Sehnend Verlangen“, und schwedische Lieder. Mendelssohn spielte sein G-Moll-Concert und das sechste „Lied ohne Worte“ aus seinem ersten Liederhefte. Mir war, als ob ich ihn niemals schöner spielen gehört!

Unaussprechlich rührend war das klagende „Dove sono“ der Lind; wundervoll keusch und fromm das:

Leise, leise, fromme Weise,

hinreißend der Jubel in den Worten:

Alle meine Pulse schlagen,

über alle Beschreibung reizend die Rouladen des Finale und das sonnenhelle hohe C, unendlich lieblich ihre heimatlichen Lieder; aber so wie jenes eine „Leise zieht durch mein Gemüth“ berührte mich doch an jenem Abend nichts wieder und wird mich wol nie wieder etwas berühren.

Nach dem Schluß dieses Concerts war es, als ich in all dem Wogen und Drängen zufällig in Mendelssohn's Nähe gerieth, und wie er immer ein liebevolles Auge auf alle richtete, die zu ihm in irgendwelcher Beziehung standen, so bemerkte er auch mich und sagte lächelnd:

„Nun, man ist ja ganz blaß geworden vor lauter Vergnügen! Nicht wahr, so wollen wir auch singen lernen!“

Später, als ich ihm einmal sagte, daß ich, seit ich Jenny Lind gehört, Tag und Nacht studiren möchte, antwortete er lebhaft: „Das ist brav! So ist's recht! Wer sich entmuthigt fühlt der Größe gegenüber, der wird nie im Leben ein ordentlicher Künstler. Immer nach den höchsten Zielen streben, nie müde werden und die Flügel hängen lassen, weil eben andere früher da angelangt sind, wo wir noch hinwollen!“

Nach jenem Concert war es auch, wo Mendelssohn als öffentlicher Redner auftrat, laut dem Tagebuche eines Augenzeugen, dem wir diese interessante Notiz verdanken. Man brachte nämlich der Gefeierten, die bei der ihr befreundeten Familie Brockhaus wohnte und dort den Dank

einer Deputation der Direction des Gewandhausconcerts empfangen hatte, ein Fackelständchen, an welchem sich das Publikum so zahlreich betheiligt hatte, daß der große Hof des Brockhaus'schen Grundstücks überfüllt erschien. Weber's „Jubelouverture“ wurde aufgeführt und hierauf folgten verschiedene Gesänge. Ueber diese Ovation ganz verwirrt, fragte Jenny Lind Mendelssohn: was sie thun, „was sie mit den Leuten anfangen solle“? Mendelssohn erklärte ihr, daß sie hinuntergehen und ihnen mit ein paar Worten danken müsse, wenn sie den Musikern eine rechte Freude machen wolle.

„Gut!“ sagte die Gefeierte nach kurzem Besinnen — „ich will zu ihnen gehen, aber Sie müssen mich begleiten und statt meiner sprechen!“

Mendelssohn reichte ihr sofort den Arm, geleitete sie in den Künstlerkreis, der das gemeinsame Erscheinen der beiden Lieblinge mit Jubel begrüßte, und sprach etwa Folgendes:

„Meine Herren! Sie müssen nicht denken, daß ich Mendelssohn bin, sondern ich bin jetzt Fräulein Jenny Lind und danke Ihnen als solche herzlich für Ihre prächtige Ueberraschung! Nachdem ich aber diesen ehrenvollen Auftrag erfüllt, verwandle ich mich wieder in den leipziger Musikdirector und rufe als solcher: Fräulein Lind lebe hoch!!“

Ein tausendstimmiges Echo folgte diesem Rufe, und die liebenswürdige geistvolle Weise, in der er eben gesprochen, erregte den lebhaftesten Enthusiasmus, so sehr auch Fräu-

lein Jenny Lind gegen eine solche Ausführung ihres Auftrags protestirte. Unter den Klängen des Mendelssohn'schen „Waldliedes" verließen die Sänger den Platz. Es war eine unvergeßliche Scene.

Für das große Publikum war Jenny Lind sehr bald in ihrer von allen andern Künstlerinnen so verschiedenen Persönlichkeit, in ihrer mädchenhaften Bescheidenheit und unantastbaren Reinheit und Uneigennützigkeit eine Art mythische Gestalt geworden. Man erzählte auf ihre Kosten Märchen über Märchen und würde sich schließlich kaum gewundert haben, wenn sie sich vor aller Augen in einen Nebel aufgelöst und wie ihr piano-pianissimo selber verschwebt wäre. Einige behaupteten, sie sei ewiger Schwermuth verfallen, da sie ihren Jugendgeliebten durch den Tod verloren. Andere wollten mit Bestimmtheit wissen, daß sie mit einem jungen schwedischen Landgeistlichen verlobt gewesen, der sich von ihr gewendet, seit sie die Bühne betreten. Noch andere berichteten mit größter Bestimmtheit, daß sie mehrere Königssöhne ausgeschlagen, die sich um ihre Hand beworben, und daß sie aus Dankbarkeit das Weib ihres ersten Lehrers in Stockholm zu werden gelobt u. s. w. Man griff eben zu den fabelhaftesten Dingen, um jenen Zauber zu erklären, welchen jeder empfand, der sie hörte.

Der Zauber der Lind bestand nach meinem Gefühl in drei Dingen: in der Vollendung der technischen Ausbildung, jener Vollendung, wo die höchste Kunst höchste Natur scheint; in der Seele, die über den Tönen schwebte,

und in dem Reize eines eigenthümlich verschleierten überaus zarten Organs. Ihr Piano war ein Hauch, wie man ihn sich auf Engelslippen denkt. Man hatte, wenn man sie hörte, die Empfindung, als sei es etwas Heiliges um die Kunst des Gesanges, und als sei dieses „Mädchen aus der Fremde“ nur gekommen, um das den Weltkindern zu verkünden.

Ich habe die Lind nie wieder gehört seit jenem Abend, aber so oft ich an sie denke, klingt und singt es in mir:

Wenn du eine Rose schaust,
Sag, ich laß sie grüßen!

Mendelssohn hat bei seinen verschiedenen, bald kürzern, bald längern berliner Besuchen oft und viel mit Jenny Lind musicirt; er traf auch in Aachen zum Musikfest mit ihr zusammen. Es muß für beide ein geistiger Genuß ohnegleichen gewesen sein, sich gegenseitig zu hören und dabei zu empfinden, daß man eben einen Weg wandelte, daß man ein gemeinsames höchstes Kunstideal im Herzen trug, daß man mit gleichem heiligen Ernst aufwärts schaute: Eins im Glauben an die Göttlichkeit der Kunst.

In dem gastfreien Künstlerhause des Professors Wichmann in Berlin war es, wo Mendelssohn Fräulein Lind aufsuchte und ihr seine Lieder accompagnirte. Dort wurden auch öfters größere Concerte veranstaltet, denen die höchste Elite der berliner Musikfreunde beiwohnte. Noch häufiger versammelte sich daselbst ein ganz kleiner Kreis von Auserwählten, vor denen Mendelssohn phantasirte und Jenny Lind ihre Lieblingsarien und Lieder sang. Wer da hätte

zuhören dürfen! Sie waren einander ebenbürtig, diese beiden Künstlerseelen; sie ergänzten einander so wunderbar: seine eigenen musikalischen Gedanken sowie die Gedanken jener Meister, die er am höchsten verehrte, fanden den vollkommensten Ausdruck durch ihre Stimme. Es war ein seltenes Begegnen zweier innig verwandter Naturen.

Ich glaube, es war die Erscheinung der Lind auf der Bühne, die jenen alten, brennenden Wunsch Mendelssohn's, eine Oper im großen Stil zu schreiben, wieder mit aller Macht lebendig werden ließ. Wie verlockend mußte die Vorstellung sein, ein Tonwerk zu componiren, deren Trägerin diese edle Frauengestalt, diese zaubervolle Stimme sein könnte.

Die Sehnsucht nach einem brauchbaren Operntext trug Mendelssohn schon in Düsseldorf im Herzen, und schon damals meinte er von einer neuen Operncomposition, daß es „etwas Frisches, Lustiges“ werden würde. Später klagte er verschiedenen Freunden wie Devrient, Holtei, Spohr brieflich und mündlich seine Noth: „Ich möchte so gern eine Oper machen und sehe weit und breit keinen Text und keinen Dichter.“ Man schickte ihm zwar von vielen Seiten ernsthafte und heitere, romantische und komische, große und kleine Operntexte zu, aber — kein einziger ging ihm ans Herz. Da begnügte er sich denn endlich, „still zu halten“ und zu warten, und nur ganz heimlich nach jenem unbekannten Dichter sich zu sehnen, der vielleicht „hier nebenanwohnt oder in Timbuktu — was weiß ich?“ seufzte er.

Daß er damals, nach der Erscheinung der Lind, bei der Wahl eines Opernsujet ihre Gestalt und Eigenthümlichkeit im Auge behielt, beweisen seine reizenden Briefe an Frau Charlotte Birch-Pfeiffer, in denen er, nachdem von verschiedenen Opernstoffen aus den Bauernkriegen, aus Arnim's „Kronenwächtern" die Rede war, einen Genoveva-Text in der eingehendsten Weise bespricht. Bei dieser Gelegenheit tritt wieder seine Pietät gegen alle Traditionen klar zu Tage; er bittet nämlich die liebenswürdige Dichterin, ja nicht die alte liebe Sage umzumodeln, und will den Gang der Handlung jenes alten Märchens, „das so lebendig im Volke lebt", selbst auf Kosten der schönsten Bühneneffecte nicht verändert wissen. Auch gegen den poetischen Tod der Genoveva, wie ihn die Freundin vorschlug, wehrte er sich; „freilich wär's viel schöner", meinte er, „aber ich glaube, es darf nicht sein, weil es gegen den Sinn der Volksgeschichte angeht".

Leider sollte die blonde Heilige in ihrer Waldeinsamkeit in Duft zerfließen — trotz manchen ernst-schönen Plauderstündchens im Poetenstübchen, Leipziger Straße 45 in Berlin — während ein alter Akazienbaum neugierig ans Fenster klopfte mit seinen Zweigen und durchaus auch etwas hören wollte.

Wie ausführlich man auch hin und wieder redete über die Charaktere des schwachen Pfalzgrafen und des dämonischen Golo, wie man die Gedanken austauschte und Dichterin und Musiker sich verstanden: zur wirklichen Aus-

führung des gemeinsamen schönen Plans kam es doch nicht, es sollte alles nur ein Traumbild bleiben.

Und in derselben Zeit war es, als Geibel, der sich eben in Berlin befand, eines Abends nach der Aufführung des „Sommernachtstraum" Mendelssohn fragte: warum er keine größere Oper geschrieben habe oder schreiben wolle? Da sprang er lebhaft auf und leuchtenden Blicks den Freund anschauend rief er: „Schaffen Sie mir einen Text, den ich brauchen kann, und ich will morgen früh um 4 Uhr aufstehen und die Composition beginnen."

„Nun, und welche Anforderungen würden Sie an einen solchen Text stellen?" fragte der Dichter.

„Vor allen Dingen müßte er Sinn haben, dann müßte er musikalisch und wirklich dramatisch sein", lautete die Antwort. „In allem übrigen würde ich nicht allzu wählerisch sein und auch so ziemlich in jeder Sphäre mich zurechtfinden, hoffe ich. «Die Vestalin» und «Jessonda» sind z. B. gute Bücher. Noch lieber freilich wäre mir ein deutscher volksthümlicher Stoff, natürlich nicht rein idyllischer Art, sondern von starken leidenschaftlichen Conflicten bewegt. Auch das Märchenhafte würde mir unter Umständen willkommen sein. Es hat seinen eigenen Reiz, wenn die Leute da vorn auf der Scene handeln und singen und aus dem Hintergrunde die elementaren Mächte Wald, Wind und Wasser ihr Wort mitreden."

Das Wort des Musikers fiel wie ein zündender Funke in die Dichterseele. Als Geibel Berlin verließ, stand in ihm der Entschluß fest, ein Buch zu schaffen, das solchen

Meisters würdig. Ein Sommer in dem zauberischen Sanct-Goar am Rhein verlebt, ließ die „Lorelei" erstehen. Aber sie erschien nicht, wie in der Sage, als jenes Mittelding zwischen Dämon und Fee, sondern als ein schönes, einfaches Menschenkind, das, von Liebe, Schmerz und Rachegefühl bethört, durch eigene That und Schuld den dämonischen Gewalten verfällt und erst allmählich sich in die verderbliche Zauberjungfrau der Sage verwandelt. Damit war eben die Möglichkeit der dramatischen Entwickelung für diesen Charakter gegeben. Leicht und lose baute sich nun in der Phantasie des Dichters der Opernplan auf, und als Geibel im Jahre 1846 wieder mit Mendelssohn in Berlin zusammentraf, konnte er ihm bereits in skizzenhaften Umrissen die schöne Idee des Ganzen mittheilen. Mit lebhafter Freude faßte Mendelssohn den Gegenstand auf, der leitende Gedanke gefiel ihm außerordentlich; im einzelnen wünschte er freilich, theils aus musikalischen Gründen, theils im Interesse der Bühnenwirkung, noch sehr vieles anders. Man verabredete regelmäßige Zusammenkünfte und versuchte nun in eifrigem Austausch der Ansichten gemeinschaftlich ein neues Buch herzustellen. Mendelssohn deutete seine Wünsche und Bedürfnisse im allgemeinen an, und Dichterauge und Dichterhand mühten sich dann, die concrete Gestalt für dieselben zu finden.

Es waren beiden aber leider nur wenige Wochen gegönnt zu dieser wichtigen Arbeit, und beim Scheiden fühlten die Freunde, daß noch nicht die Hälfte gethan sei, und

der eifrigste Briefwechsel konnte den persönlichen Austausch hier nur mangelhaft ersetzen. Wie langsam beendeten sich auf diese Weise jene ausführlichen Verhandlungen über die Verwickelung der einzelnen dramatischen Fäden, wie häuften sich all die verschiedenen Vorschläge, Bedenken und Gegenvorschläge! Erst im nächsten Frühling war man über den innern Aufbau des Stückes so weit einig, daß Geibel die wirkliche Ausführung beginnen konnte. Um dem geliebten Meister nahe zu sein, und möglichst ruhig arbeiten zu können, ging er zuerst nach Altenburg, dann nach Dresden. Von dort aus brachte er ihm denn die einzelnen Acte sofort nach ihrer Vollendung herüber nach Leipzig. Mit wahrer Herzensfreude sah Mendelssohn das Werk gedeihen und empfing den Freudenbringer allezeit mit der höchsten Liebenswürdigkeit. Man arbeitete dann an den Vormittagen zusammen, las und kritisirte das Neugeschaffene, wandelte dazwischen im Garten hinter dem Hause auf und ab, dinirte im fröhlichen Familienkreise und musicirte abends mit den Freunden. Da fand sich David ein und erkundigte sich scherzend nach dem Fräulein Lorelei, Gade fragte nach der schönen Zauberin, Frau Livia Frege sang, Frau von der Pfordten spielte; auch Jenny Lind erschien einigemal, und man vertheilte im heitern Kreise schon die Rollen der werdenden Oper.

Aber auch sie, die holde „Lorelei“, sollte nicht im Silberschleier Mendelssohn'scher Musik aus den Fluten steigen; das herrliche Werk blieb Fragment, und tiefe Wehmuth überschleicht uns beim Lesen dieser wunder=

schönen Dichtung, die uns mit so tiefmelancholischen Augen anschaut und leise klagt: Wehe! Wehe!

Ach, es war ja nur noch kurze Zeit, wo er wirken und schaffen sollte, der Unermüdliche; die Schatten jener Nacht, „da niemand wirken kann“, rückten schon näher und näher. Während alle, die ihn liebten und verehrten, noch an ein langes Leben des Gefeierten so fest und sorglos glaubten, sang er selber vorahnend:

Die Stunde eilt, der Frühling flieht!

Jenny Lind und Mendelssohn trennten sich in Aachen mit dem zuversichtlichen: Auf Wiedersehen!

Wollte er doch seinen „Elias“ in Wien dirigiren und Jenny Lind die Sopranpartie übernehmen. Mit welcher Freude und Hingebung besprach und studirte sie diese ihre herrliche Aufgabe und mit welcher frohen Erwartung sah der Componist selber dieser Aufführung entgegen, die man in der Kaiserstadt auf das großartigste vorbereitete. Er sollte diese wunderbare Stimme, die ihn so oft entzückt, auf Erden nicht wieder hören!

Und wieder waren es Reisen zu den verschiedensten großen Musikfesten, die Mendelssohn im Frühling 1847 von Leipzig fern hielten; er dirigirte in Birmingham unter einem Jubel ohnegleichen seinen „Elias“. Vier Dacapo-Rufe im ersten Theil und eine gleiche Zahl im zweiten, ein enthusiastisches Hervorrufen des Componisten am Schluß und Entzücken ohne Ende — so hielt das herrliche Oratorium in England seinen Einzug.

Ein Brief Mendelssohn's an seinen Bruder Paul in Berlin erzählt von der Aufführung in seiner lebendigen frischen Weise Folgendes:

„Du hast Dich von Anfang an so freundlich für meinen «Elias» interessirt und mir dadurch zu seiner Vollendung so viel Lust und Muth gemacht, daß ich Dir nach der gestrigen ersten Aufführung schreiben und Dir davon erzählen muß. Noch niemals ist ein Stück von mir bei der ersten Aufführung so vortrefflich gegangen und von den Musikern und Zuhörern so begeistert aufgenommen worden wie dieses Oratorium. Es war gleich bei der ersten Probe in London zu sehen, daß sie es gern mochten und gern sangen und spielten, aber daß es bei der Aufführung gleich einen solchen Schwung und Zug bekommen würde, das gestehe ich, hätte ich selbst nicht erwartet. Wärest Du nur dabei gewesen! Die ganzen drittehalb Stunden, die es dauerte, war der große Saal mit seinen 2000 Menschen und das große Orchester alles so vollkommen auf den einen Punkt, um den es sich handelte, gespannt, daß von den Zuhörern nicht das leiseste Geräusch zu hören war und daß ich mit den ungeheuern Orchester-, Chor- und Orgelmassen vorwärts und zurück gehen konnte, wie ich nur wollte. Wie oft dachte ich dabei an Dich! Besonders aber als die Regenwolken, wo der Chor für den Regen dankt, kamen und als sie den Schlußchor wie die Wüthenden sangen und spielten und als wir nach dem Schluß des ersten Theils die ganze Stelle wiederholen mußten. Nicht weniger als vier Chöre und Arien wurden

wiederholt und im ganzen ersten Theil war nicht ein einziger Fehler; nachher im zweiten Theile kamen einige vor, aber auch die nur sehr unbedeutend. Ein junger englischer Tenorist sang die letzte Arie so wunderschön, daß ich mich zusammennehmen mußte, um nicht gerührt zu werden und um ordentlich Takt zu schlagen. Wie gesagt, wärst Du nur da gewesen!"

An ebendiesem Feste gab Mendelssohn wieder einen jener vielen Beweise seiner musikalischen Geistesgegenwart.

Man wollte an einem der Festtage auch das „Anthem" von Händel aufführen. Schon war das Concert in vollem Gange, als man bemerkte, daß in den Stimmen ein Recitativ fehlte, das der Krönungshymne vorangeht und das auch in allen Textbüchern ganz richtig bemerkt war. Einer flüsterte es dem andern zu, die Musiker geriethen in Schrecken, die Festordner in Verzweiflung. Man lief zu Mendelssohn, der sich eben im Foyer zu erholen versuchte von des Tages Last und Hitze, und klagte ihm die plötzlich hereingebrochene Noth. Er beruhigte in seiner liebenswürdigen Weise die Aufgeregten, ließ sich Schreibmaterial und Notenpapier bringen und componirte in Zeit von einer halben Stunde das Recitativ mit den Orchesterstimmen. Es fanden sich sofort Hände über Hände, die es abschrieben, man vertheilte die nassen Stimmen und — die Prima-vista-Ausführung war tadellos.

Wenige Tage später dirigirte Mendelssohn seinen „Elias" in London in Exeter-Hall mit nicht minderm Erfolg, und da geschah es, daß Prinz Albert, der

hohe Schützer und Kenner der Kunst, in das Textbuch, das er während der Aufführung in den Händen gehalten, folgende Worte einschrieb und dem Componisten zusandte:

„Dem edeln Künstler, der, umgeben von dem Baalsdienst einer falschen Kunst, durch Genius und Studium vermocht hat den Dienst der wahren Kunst wie ein anderer Elias treu zu bewahren und unser Ohr aus dem Taumel eines gedankenlosen Tongetändels wieder an den reinen Ton nachahmender Empfindung und gesetzmäßiger Harmonie zu gewöhnen; dem großen Meister, der alles sanfte Gesäusel wie allen mächtigen Sturm der Elemente an dem ruhigen Faden seines Gedankens vor uns aufrollt, zur dankbaren Erinnerung geschrieben von

Buckingham-Palace. Albert.“

Wie sehr die Königin von England den deutschen Componisten hochhielt und wie huldvoll sie ihm begegnete, ist bekannt. Sie empfing ihn im vertrautesten Kreise, ließ ihre Lieblingsvögel aus ihrem Musikzimmer tragen, damit sie nicht sängen, wenn Mendelssohn spielte. In der lieblichsten Weise bat sie ihn, ihr von seinen eigenen Compositionen etwas vorzutragen, und sang ihm einige seiner Lieder. Mit einem reizenden Lächeln äußerte sie dann ihr Bedauern über die eigene Leistung und berief sich scherzend auf ihren Lehrer Lablache: er wisse, daß sie zuweilen ganz leidlich sänge; aber vor ihm, dem Componisten all der schönen Sachen, habe sie Furcht.

Als Mendelssohn spielte, saß sie neben ihm am Klavier und ließ die freundlichen Augen nicht von seinen Händen.

Und er spielte viel an jenem denkwürdigen Abend im Musikzimmer der hohen Frau, wie er selbst an seine Mutter schreibt, und mit größter Freude alles, was „die hübsche allerliebste Königin, die so mädchenhaft und schüchtern, freundlich und höflich ist, und alle meine Sachen kennt“, wünschte. Sie konnte nicht müde werden zu bitten, und so spielte er denn sieben „Lieder ohne Worte“, dann die „Serenade“ und endlich zwei freie Phantasien.

Nach jener ersten Aufführung des „Elias“ kehrte Mendelssohn nach Leipzig zurück und änderte, wie er schreibt, noch hier und da am „Elias“: „Stellen, die ich umarbeiten muß, und die machen mir unsagliches Kreuz.“ Dabei quälte ihn die Sorge um einen treuen alten Diener, ein neuer Beweis seines warmen Herzens. Der brave Johann, der ihn einst auf seinen Schweizerreisen begleitet, den die Kinder so liebten, lag an einer tödlichen Krankheit danieder, und es ist rührend, in Mendelssohn's Briefen zu lesen: „Die rechte Stimmung habe ich alle die Tage nicht, weil der arme Johann so sehr schwer krank daniederliegt und uns wirklich Sorge macht. «Frag' ich und werde kühner, wer repräsentirt die Diener?», sagt Goethe mal und daran habe ich dieser Tage oft denken müssen. Gott gebe bald Besserung dem armen tüchtigen Menschen.“ Aber der Vielgetreue starb und wurde tief betrauert von seinem Herrn; er hinterließ auch einen Brief an ihn, seinen letzten Willen, von dem Mendelssohn an Klingemann schreibt: „Den muß ich Dir zeigen, weil den kein Mensch, kein Dichter so wahr, so ernsthaft, so rührend erfinden kann.“

VIII.

Ausflüge.

Fahre zu, ich mag nicht fragen,
Wo die Fahrt zu Ende geht.

Mendelssohn auf Reisen war von jeher einem fröhlichen Vogel zu vergleichen, der einem Käfig entschlüpfte und die Schwingen ausbreitend sich der goldenen Freiheit freut. Er war so recht durchdrungen von der Wahrheit des Dichterworts:

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,

und er genoß und sah alles da draußen mit vollen Zügen und hellen Augen. Ward ihm doch zu allen andern Gaben auch jene herrliche: schön zu sehen. Seine Reisebriefe aus Italien und der Schweiz beweisen das zur Genüge, und in Frankfurt war er allezeit heiter wie ein Kind. Paris allein scheint ihm wenig sympathisch gewesen zu sein, er hielt es, laut der Reisebriefe, dort nie lange aus.

Und von Paris kam er eines Tages, um nach Aachen zu

gehen, wo man ihn erwartete, als man in Herbesthal, jener kleinen Grenzstation, plötzlich nach dem Paß des Reisenden fragte. Mendelssohn hatte keinen Paß. „Ich bin Mendelssohn!“ antwortete er einfach dem grimmigen Paßrevisor, der im Vollgefühl seines Rechts ihm entgegentrat. „Mendelssohn!“ wiederholte der Vollstrecker des Gesetzes, „da weiß ich ebenso wenig als vorher. Den Paß brauche ich.“ „Nun, ich bin der Kapellmeister Mendelssohn oder meinetwegen Generalmusikdirector des Königs von Preußen!“ „Das kann jeder sagen! Sie müssen hier bleiben!“ Und da half kein Widerstreben, der Herr Generalmusikdirector mußte wirklich in dem kleinen Herbesthal bleiben, und zwar an einem trüben Regentage, wie ein Augenzeuge des ganzen Vorfalls erzählt. Telegraphenstangen waren damals noch nicht aufgerichtet, und so begnügte sich Mendelssohn, einige Zeilen nach Aachen dem Eisenbahn-Zugführer mitzugeben, an einen dortigen Freund, die denselben baten, schleunigst herüberzukommen, um einen gefangenen Musikanten zu recognosciren und zu erlösen. Er schlug mittlerweile sein Quartier geduldig in dem ersten Hotel des Städtchens auf und fand daselbst ein gar melancholisches Asyl mit rothgeblümten Gardinen, neben einem wüsten Saal voll kaltem Tabacksparfum. Staunend schauten Hausknecht und Magd auf den feinen Gast ohne Koffer, der sich so still zurückzog und nicht daran zu denken schien, das Haus durch unaufhörliches Klingeln von seinem Dasein in Kenntniß zu setzen. Bis zum nächsten Zuge war's noch lange hin. Der Regen plätscherte ununterbrochen

nieder und der Marktplatz von Herbesthal sah selbst bei schönem Wetter bei weitem nicht so interessant aus wie die Linden in Berlin. So recht stillvergnügt sickerten die Tropfen durch die Blätter des alten Kastanienbaums vor dem Hause auf den Boden herab und sammelten sich zu einem dunkeln Teich, der abwechselnd für Gänse, Hunde und Kinder ein Gegenstand lebhaften Interesses wurde, indem sie in verschiedener Weise seine Tiefe zu untersuchen sich mühten; drüben vor der Schmiede stand ein lebensmüder ausgedienter Gaul und ließ sich mit einer bewunderungswürdigen Geduld beregnen, ohne sich zu rühren. Dann und wann lief eine hochgeschürzte Magd in Holzschuhen vorüber, ein Fuhrmann im blauen Kittel schwankte daher: das war die Aussicht, deren sich der Componist des „Paulus" an jenem Tage aus dem Gasthofsfenster zu Herbesthal erfreute.

Da klangen plötzlich aus geringer Entfernung die Töne eines alten Klaviers zu ihm herüber, zwar gedämpfte aber doch reine Töne, und eine liebliche Mädchenstimme setzte ein:

> Auf Flügeln des Gesanges,
> Herzliebchen, trag' ich dich fort.

Wohin war der Regentag und ganz Herbesthal? Das war Sonnenschein, der jetzt hell und warm das arme Zimmer füllte! Die Fluren des Ganges breiteten sich aus, wo es, wie Heinrich Heine versichert, fromme und kluge Gazellen gibt, wo die Veilchen kichern und kosen und die Rosen sich duftende Märchen erzählen. Die kleine Sängerin

ahnte freilich nicht, wer da auf den Flügeln ihres Gesanges mit auf- und davonflog.

Ob sie noch lebt, ich weiß es nicht, aber ich hätte wol von ihr selber erzählen hören mögen, wie ihr zu Muthe gewesen, als der Componist des reizenden Liedes ihr darauf freundlichen Dank brachte für ihren kunstlos annuthigen Gesang, und wie nachher seine Freunde von Aachen herüberkamen, um ihn im Triumph einzuholen und fortzuführen, und wie er sich zum Abschied noch einmal an das alte unscheinbare Klavier setzte und in Gegenwart des ganzen staunenden Hauses phantasirte über das Thema:

Auf Flügeln des Gesanges.

Draußen regnete es noch immer — das blonde Wirthstöchterlein aber, das, schüchtern in eine Fensternische gedrückt, kein Auge von dem Spieler verwandte, sah in den blauen Himmel hinein, und wenn sie später, Gott weiß in welchen Sorgen und Mühen eines Alltagslebens, an jenen Tag zurückgedacht, hat sie sicherlich immer ein Stückchen leuchtenden Blaues über ihrem Haupte gesehen.

In England scheint Mendelssohn sich allezeit ganz besonders glücklich gefühlt zu haben, seine Briefe sind voll von sonnigen Erinnerungen an diese von ihm so geliebte Insel.

Mendelssohn's Freundschaft mit Klingemann in London wurzelte, wie alle die innigsten Beziehungen dieser Art, in der Jugendzeit, wo Klingemann in Berlin viel im älterlichen Hause von Felix verkehrte. Ferdinand Hiller

hat mit seiner liebenswürdigen Feder dieser edeln Künstlernatur ein warmes Denkmal gesetzt in seinem jüngst erschienenen reizenden Buche: „Aus dem Tonleben unserer Zeit.“ Sein Aufsatz über Klingemann erschien in der „Kölnischen Zeitung“ unmittelbar nach dessen Tode am 25. Sept. 1862. „Der Verstorbene“, schreibt Hiller, „gehörte jener überall dünn gesäeten Schar auserlesener Männer an, welche, eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft einnehmend, feinste und gediegenste Bildung, Adel der Gesinnung, aufopfernde Liebenswürdigkeit im geselligen Verkehr mit productivem Talent verbinden.“ Ich selbst sah erst vor kurzem ein Porträt Klingemann's nach einem vom Professor Hensel gemalten Bilde; es war ein unendlich anziehender durch geistigter Kopf mit echten Dichteraugen und der schönsten Stirn.

Karl Klingemann war bis zum Jahre 1821 hannoverischer Gesandtschaftssecretär in Berlin und ging dann nach London, um in einer ähnlichen Stellung dort mehr als dreißig Jahre zu leben. Seine poetische Seele, seine Begeisterung und zugleich sein hohes Verständniß für Musik ließen ein selten warmes Freundschaftsverhältniß zwischen ihm und Mendelssohn entstehen, das schöne Bündniß beider trennte nur der Tod. Mendelssohn gab von jeher, bis zuletzt, außerordentlich viel auf das Urtheil Klingemann's und der Briefwechsel zwischen den zärtlichen Freunden ist ein Schatz, der noch still in den Händen der Witwe Klingemann's ruht. Aus den Jahren 1828 vom 4. Febr. bis zum 3. Oct. 1847 liegen 154 Briefe von Felix in dem

Reliquienschrein einer liebenswürdigen trauernden Frau, deren Herz nur in den Erinnerungen einer selten schönen harmonischen Vergangenheit einigen Trost zu finden vermag. Welch ein Reliquienschrein! Neben jenen kostbaren Briefblättern die reizendsten Gedichte, von denen einige durch Mendelssohn's Compositionen in aller Munde leben; Liederhefte von Klingemann componirt und theilweise gedichtet, die bei Breitkopf und Härtel erschienen; ferner die schönsten Bleistiftskizzen von der Hand Mendelssohn's und als Curiosum ein riesenhafter Dankbrief auf einen mächtigen Bogen geschrieben von allen Mitgliedern der Familie Mendelssohn's, mit Ausnahme Paul's, unmittelbar nach jener Aufführung des Singspiels „Die Heimkehr aus der Fremde", das Klingemann gedichtet und Felix zur silbernen Hochzeit seiner Aeltern componirt hatte. Da tauchen denn nacheinander die verschiedenen bedeutungsvollen Hände und Händchen auf, um zu danken, zu erzählen und zu beschreiben. Felix eröffnete den Reigen mit einem Motto aus dem Liederspiel selbst:

Das Lieschen war ein braves Kind
Und hat noch nie gelogen.

Dann schreibt die Mutter mit ihrer wunderbar edeln klaren Hand, dann folgen Fanny und Rebekka, dann der Vater, und Felix macht wieder den Schluß. Und alle, alle diese Hände ruhen für immer, und er, an den jener köstliche Brief gerichtet gewesen, ruht auch, und das arme schwache Blatt lag noch unversehrt vor meinen Augen, das so viel Herrlichkeit zu überleben bestimmt war. Karl Klinge-

mann befand sich auch bei der ersten Aufführung des „Paulus“ in Düsseldorf unter den Zuhörern und schrieb damals einen begeisterten englischen Brief an eine londoner Freundin, Mrs. Horsley, in deren Haus er später Mendelssohn sofort einführte, als Felix nach England kam.

Im Jahre 1829 war es, wo die beiden Freunde jene entzückende Reise nach den schottischen Hochlanden unternahmen, die das reizendste Reisetagebuch entstehen ließ, das vielleicht jemals von zwei Wanderern geführt worden. Mendelssohn zeichnete die verschiedenen Punkte, die man berührte, und Klingemann schrieb an den Seiten der Blätter die poetische Erklärung dazu.

Das erste Blatt zeigt das Junggesellenzimmer des londoner Gesandtschaftssecretärs Karl Klingemann am Vorabend der Abreise. Da sieht es denn ziemlich bunt aus. Die Reisesäcke stehen geöffnet auf den Stühlen und am Boden umher, auf dem Tische liegen allerlei Toilettenutensilien, Mappen, Bücher, auch verschiedene Lebensmittel sind aufgepflanzt, unter andern ein mächtiger Chesterkäse und eine Porterflasche. Inmitten dieses Wirrwarrs steht aber eine Vase voll Blumen, unbeschreiblich lieblich und poetisch, das Fenster ist weit geöffnet und man schaut in die blaue Ferne über allerlei Dächer hinweg an hohen Thürmen vorüber. Dazu schrieb Klingemann:

Frühstück vom 27. Juni 1829.

Die volle Gegenwart regiert
Und gibt sich uns zu eigen,
Doch kommt sie wunderbar maskirt,
Will sich nicht selber zeigen.

Sie sieht wie bunte Zukunft aus,
Wie lauter fernes Hoffen,
Sie schmückt mit Frühling unser Haus
Und zeigt die Welt uns offen.

Und nun diese Reise selbst! Der köstlichste Humor mit dem tiefsten Ernst gepaart, allerlei lustige Abenteuer an Regentagen in armseligen Schenken, Wasserpartien mit obligatem Zähneklappern und dann wieder andachtsvolles Staunen vor den Herrlichkeiten einer wilden großartigen Natur, oder vor den Bauwerken von Menschenhand, den epheuumsponnenen Abteien und alten Kathedralen. Ein Blättchen mit Edinburgh und seinem Wasserspiegel ist von so hoher Schönheit, daß meine Augen sich fast nicht davon zu trennen vermochten.

In spätern Jahren noch rief die leiseste Erinnerung an diese schottische Reise die sonnigste Heiterkeit in dem Herzen Mendelssohn's wach, so wie auch Klingemann von dieser wahren und echten „Frühlingsfahrt" bis an seinen Tod mit dankbarster Freude redete.

Im Horsley'schen Hause in London fühlte Mendelssohn sich bald völlig heimisch. Echt englischer Comfort einer Patricierfamilie umgab ihn, und Mendelssohn war bekanntlich für nichts empfänglicher als für den Reiz einer behaglichen Häuslichkeit, wie er sie eben im Aelternhause gekannt. Die Gestalten dreier reizender Töchter schwebten wie Grazien durch die anmuthigen Räume: Mary, Fanny und Sophy. Das Herz des jungen deutschen Musikers mag doch wol in nicht geringe Bewegung gerathen sein

beim Anblick und traulichen Verkehr mit diesen bezaubernden Geschöpfen, die alle, hochbegabt und sorgfältig erzogen, sich für die wunderbare Künstlererscheinung Mendelssohn's begeistern mußten. Felix nannte die älteste der Töchter immer nur: „die schöne Mary", und bewunderte lebhaft diese, dem on dit zufolge, wahrhaft königliche Mädchenerscheinung. Sie heirathete später den berühmten Ingenieur Brunnel. Fanny, nachherige Mrs. Thomson, die nach wenigen Jahren glücklicher Ehe ins Grab sank, erschien fast unbedeutend neben dieser strahlenden Schwester, wie etwa die Maiblume neben der Rose, aber ihr holdseliges Gesicht, ihr Geist und ihre Grazie fesselten jeden Besucher des Horsley'schen Hauses, während die Jüngste, damals fast noch Kind, eine außerordentliche Musikbegabung zeigte, für deren Ausbildung Mendelssohn sich auf das lebhafteste interessirte. Wie manchen lieben Freund aus Deutschland sandte Mendelssohn in dieses liebe gastfreie Haus, und im Jahre 1844 geschah es, daß Klingemann einen Knaben dort einführte, den Mendelssohn ihm mit folgendem Briefe zugesandt:

„Berlin, 10. März 1844.

Liebster Freund!

Durch diese Zeilen mache ich Dich mit einem Knaben bekannt, der mir seit der dreivierteljährigen Bekanntschaft, die ich mit ihm habe, so ans Herz gewachsen ist, den ich so wahrhaft liebhabe und hochschätze, wie ich es nur von sehr wenigen Bekannten der letzten Zeit sagen kann. Es ist der dreizehnjährige Joseph Joachim aus Pesth in

Ungarn, der seinen Onkel, den Kaufmann Figdor in London, auf einige Monate besuchen soll. Sein wirklich wunderbares Violinspielertalent kann ich Dir nicht genug beschreiben, Du mußt es selbst hören und aus der Art, wie er alle möglichen jetzigen und frühern Solos spielt, wie er alles dechiffrirt, was auf Noten steht, wie er Musik kennt und hört, auf die herrlichen Aussichten schließen, die die Kunst von ihm haben kann, um ihn so hoch zu stellen, wie ich es thue. Aber dabei ist er zugleich ein trefflicher, kerngesunder, wohlerzogener, durchaus braver, kluger Junge, voll Verstand und voll rechter Ehrlichkeit. Drum sei ihm freundlich, nimm Dich im großen London seiner an und stelle ihn denjenigen unserer Bekannten vor, die eine so herrliche Erscheinung zu würdigen wissen und an denen er sich wieder seinerseits erfreuen und heranbilden kann. Ich denke hierbei hauptsächlich an Horsleys. Auch zu Chorley führe ihn, wenn Du kannst, und überhaupt, was Du ihm Gutes thust, das thust Du auch mir. Auf baldiges, so Gott will, fröhliches Wiedersehen! Wenn das Frühjahr kommt, denke ich auch da zu sein.

Dein Felix."

Im Hause Horsley war es, wo eben im Jahre 1844 sich ein liebliches deutsches Mädchen, Sophie Rosen aus Detmold, die spätere Frau Klingemann, zum Besuch befand, Felix Mendelssohn zuerst sah und jenen überwältigenden Eindruck dieser so angeregten und anregenden

edeln Künstlererscheinung empfing, wie ihn vorher schon so manche Seele empfunden und nach ihr so manche Seele empfinden sollte. Er trat ihr sofort mit dem vollen Zauber seiner graziösen Liebenswürdigkeit entgegen; denn ihr älterer Bruder, der geistvolle Orientalist Friedrich Rosen, gehörte zu den intimsten londoner Freunden Mendelssohn's und Klingemann's. Man nannte diese drei das deutsche Kleeblatt, so oft und viel sah man sie beieinander, und wie fröhlich und wie ernst waren sie zusammen! In der einen Stunde voll lebhaftester Spannung über allerlei wunderbare altindische Manuscripte geneigt, die der junge Gelehrte den Freunden zu entziffern und zu erklären sich mühte, oder in Gespräche über Leben und Kunst, Unsterblichkeit und Musik sich vertiefend, in der nächsten scherzend und lachend wie die Kinder.

Einen sehr originellen Einladungszettel ließen Felix und Klingemann eines Tages in der Wohnung Rosen's zurück, als sie ihn nicht zu Hause fanden und für den folgenden Tag zum Dinner bei sich zu sehen wünschten. Der große Bogen ist nämlich doppelt beschrieben: eine Zeile schrieb Mendelssohn, die andere Klingemann, und so fort, nur muß die eine Handschrift von oben, die andere von unten gelesen werden; während die eine lesbar erscheint, steht die andere auf dem Kopfe und so umgekehrt, jede geht eben ihren besondern Weg, und es ist eine wirkliche Arbeit, dieses Blatt voll von sprudelndem Witz zu entziffern. „Also komm", lautet der Schluß, „sei hungerig, liebenswürdig und Du selbst." Am Ende stand noch die Notiz:

„Tournez s'il vous pleut", und ein überaus zierlich gezeichneter aufgespannter Regenschirm steht da. Das Ganze ist sorgfältig eingeschlagen, adressirt und als ein werthvolles „Indian Manuscript" bezeichnet.

Als Klingemann 1845 mit seiner jugendlichen Hausfrau seine gastlichen Räume in Hobart-Place, Eaton-Square, eröffnete, war Mendelssohn einer der ersten Gäste, und es gibt nichts Anmuthigeres, als Frau Sophie von ihm und seiner bestrickenden Liebenswürdigkeit und Heiterkeit reden zu hören. Sie hatte dama's eine reizende Schwester zum Besuch und beide konnten den Aeltern daheim nicht genug in ihren Briefen von dem theuern und fröhlichen Gaste erzählen, der sich bei ihnen offenbar zu Hause zu fühlen schien. Mendelssohn war aber schon ein hochberühmter Mann, die Besuche und Einladungen drängten sich während seines Aufenthalts in unerhörter Weise, und da wären die traulichen Abende wol gezählt gewesen, wenn man nicht zu jener List seine Zuflucht genommen, das ganze Haus zuweilen verleugnen zu lassen. Da saß man denn im Drawingroom bei herabgelassenen Vorhängen und verschleierter Lampe, plauderte, zeichnete und machte Verse, und draußen fuhren die Wagen vor und das Klopfen an der Thür und das Fragen nach Mr. Mendelssohn nahm kein Ende und jeder mußte die traurige Botschaft hören: „not at home", und drinnen lachte und jubelte man con sordini über jeden abgewiesenen Störenfried. Erst wenn die Besuchszeit vorüber, durfte der Flügel geöffnet werden.

Frau Sophie und ihre Schwester waren von ihrem Vater daheim unter anderm auch ganz besonders sorgfältig im Latein unterrichtet worden und vorzugsweise in den Oden des Horaz zu Hause. Da war es denn ein ganz besonderes Vergnügen für den berühmten Gast, das anmuthige Schwesternpaar gründlich zu examiniren, und er äußerte die lebhafteste Freude, wenn das Examen ohne Stocken bestanden wurde und die Censur Nr. 1 gegeben werden konnte. Er citirte oft eine Stelle mitten aus irgendeiner Ode heraus — und keine blieb, zu seinem Erstaunen und Vergnügen, die Fortsetzung schuldig. Klingemann aber saß mit seinem feinen Lächeln dabei und freute sich der Frauen und des Freundes. Dazwischen sprang Felix wol auch plötzlich auf und lief an den Flügel, um irgendein Thema zu spielen, das ihm gerade in den Sinn kam, und dann rief er Klingemann an seine Seite und beide waren im Nu in ein Gespräch über Musik vertieft, während die blonde junge Frau mit jenem Ausdruck lauschte, der da sagt:

> Ich höre gern, wenn kluge Männer reden,
> Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen,

und die zierliche Marie geräuschlos hin und wieder ging, um den Theetisch zu arrangiren, bis denn eine freie Phantasie Mendelssohn's alle um ihn her versammelte in stummer, begeisterter Bewunderung.

In so kleinem Kreise saß man auch oft bei Horslevs oder Thomsons beisammen, und eine allerliebste Zeichnung Mendelssohn's, im Besitz der Frau Sophie, stellt einen englischen Theetisch bei Fanny Thomson vor. Da sitzen

sie alle jene schönen und glücklichen Frauen und die beiden Freunde mitten unter ihnen.

Zuweilen vergrößerte sich die Versammlung durch das hochwillkommene Ehepaar Moscheles; Benedict kam mit seiner schönen Frau, einer lebhaften dunkeläugigen Neapolitanerin; Bennett mit seiner jungen Gattin; Chorley u. a., oder man fand sich in einem der gastlichen Häuser der Genannten zusammen. Da wurde denn auch nach Belieben frei und zwanglos geplaudert und musicirt und selbst der Bleistift ruhte nicht. Wie manches Skizzenblatt blieb in schönen Händen zurück als einzige Erinnerung an eine frohe Zeit. In das Album der Frau Sophie componirte Mendelssohn damals eine Strophe, um bei jedem Besuche eine neue Stimme hinzuzusetzen; „sechzehnstimmig muß das Ding jedenfalls werden", sagte er.

So glänzend Mendelssohn an solchen größern Gesellschaftsabenden nun auch erschien, seine eigentliche sprudelnde Fröhlichkeit, von der man sagte, daß sie unwiderstehlich hinreißend wirkte, haben doch nur seine intimsten Freunde gesehen.

Es war bei seinem ersten Besuche nach der Verheirathung Klingemann's, als er sich sofort bei der jungen Hausfrau für den folgenden Mittag sein Lieblingsgericht, ein echt englisches Roastbeef, bestellte und schmeichelnd um einen cherrie pie mit sogenanntem coesters (dicker Vanillensauce) bat. Und als der Freund ihn nach seinen Reiseerlebnissen fragte, da antwortete er mit einem schelmischen Lächeln: „Ich habe wiederum außer der Seekrankheit nichts

Neues erlebt, nur fiel mir auf, daß ich auf dem Wege bis zu dir so vielen Engländern begegnete.“ „O, der alte Witz, hast du ihn noch nicht vergessen, Felix?“ lachte nun Klingemann, und man vertiefte sich sofort in lustige Erinnerungen an jene Hochlandsreise, wo man „so merkwürdig viele Schotten“ fand.

An jenem Abend verabredeten auch die Freunde eine ganz verschwiegene Partie=quarrée nach Blackwood, um eins jener berühmten fish-dinners einzunehmen, die kennen zu lernen Mendelssohn schon früher Gelegenheit gehabt und die er sehr liebte, wie er denn überhaupt durchaus nicht unempfänglich gegen die Vorzüge der englischen Küche gewesen zu sein scheint. Das war eine fröhliche Fahrt und ein fröhliches Mahl in jenem kleinen Pavillon dicht am Wasser. Der blaue Spiegel breitete sich so still und bewegt vor diesen heitern und bewundernden Menschenaugen aus im Abendsonnenschein. Und zu diesem köstlichen Anblick die frisch gefangenen vortrefflichen Fische, der gute Wein, die lieblichen rosigen Frauengesichter, die trauten deutschen Laute im fremden Lande und all die lustigen gereimten und ungereimten Trinksprüche! Nie wurde vielleicht ein poetischeres fish-dinner in dem merry old England verzehrt als an jenem Tage in dem kleinen muschelgeschmückten Pavillon am Wasser.

Und wie sie theilnahmen an all seinen deutschen und englischen Triumphen, jene treuen londoner Freunde, als zuerst sein „Paulus“ und später sein „Elias“ in England so begeistert empfangen wurden; als man in jedem musikalischen

Hause Mendelssohn's Lieder sang und Mendelssohn's Compositionen spielte, und im Salon der Gracious Queen vor allen, und wie diese Freude und Anerkennung der Theuern dem Herzen des Gefeierten immer als das Werthvollste erschien und wie er keinen Moment jene wundervolle Bescheidenheit des Genies verlor, die sich immer nur auf dem Wege zum höchsten Ziele sieht, nimmer aber dasselbe erreicht zu haben glaubt, und so dankbar und empfänglich jeden Rath, jede Meinung, jeden Austausch hinnimmt, — davon wissen die Ueberlebenden nur mit tiefer Rührung und Ehrfurcht zu erzählen. Und wie glücklich fühlte er sich nach den glanzvollsten Festen und Ehren am bescheidenen Theetisch der Freunde, wo statt der Lorberkronen ein einfacher Blumenstrauß, von schöner Hand zusammengefügt, den Platz des geliebten Gastes schmückte. In aller Herzen jener Glücklichen, die ihm näher treten durften, hat Felix ebendasselbe unverwischbare Bild zurückgelassen: das Bild einer unvergleichlich edeln, durch und durch harmonischen Künstler- und Menschenerscheinung.

Im Jahre 1847, im Mai, begleiteten Klingemann und seine Frau Mendelssohn über Calais nach dem Continent; es war eben jene Reise, auf der ihn die Todesnachricht Fanny's erreichen sollte. Mendelssohn hatte sich erbeten, Frau Sophie nach Deutschland zu geleiten bis Köln, wo die Ihrigen sie in Empfang nehmen wollten; er selbst ging nach Frankfurt, wo ihn Cécile und die Kinder sehnsuchtsvoll erwarteten. Er war von der See

11*

reise, die er nie gut vertrug, sehr elend, sodaß Klingemann, der sich überhaupt aus einem ihm unerklärlichen Angstgefühl noch am Vorabend der Abreise von London entschloß, ein Stück Weges mitzufahren, bis Ostende seinen Lieben das Geleite gab. Man hatte dort in Calais einen Wagen genommen und reiste mit aller Bequemlichkeit nun weiter, und auf dieser vom herrlichsten Wetter begünstigten Tour erholte sich Mendelssohn und fand noch einmal all seine Heiterkeit wieder. In den Erinnerungen der Frau Sophie stehen diese Reisetage als ein Gemisch von Himmelblau, Sonnengold, Blütenschnee und Meeresleuchten. Es war das letzte Zusammensein der treu verbundenen Freunde. Das Scheiden kam: man reichte sich die Hände mit dem gesegneten Trostwort „Auf Wiedersehen!". Aber so zuversichtlich auch dieser Abschiedsgruß herüber- und hinüberklang, die Augen standen in Thränen, die Herzen waren seltsam beklommen, als ob sie geahnt, daß — kein Wiedersehen kommen sollte! War es in jener Zeit, als Karl Klingemann jenes liebliche Gedicht niederschrieb, das mit all den vielen andern in dem Reliquienschrein der Frau Sophie schläft?

Abschied.

Und will das Vöglein von uns ziehn,
Das mit dem Frühling uns verläßt,
Wir lassen's nicht auf immer fliehn,
Ein magisch Fädlein hält es fest.

Ein Stück von jenem rothen Faden,
Von dem die Welt so manches weiß,
Das soll das Vöglein zu uns laden,
Wird unser Sehnen gar zu heiß.

Und klingen drüben im Gedränge,
Inmitten neuer Herrlichkeit,
Verlor'ne Weisen, ferne Klänge,
Das sind die Zeugen guter Zeit:

Die sollen wie der Alpenreigen,
Der seine Kinder lockt und zieht,
Dir all den Lenz und Sommer zeigen,
Der gestern war und — heute flieht.

Das letzte Aufflackern jener alten Reisefröhlichkeit Mendelssohn's, jener gehobenen Stimmung, wie sie das Wandern bringt, beschreibt Ferdinand von W. in einem Briefe an seine Freundin Frau Malwine B. S. Es waren Zeilen, die nach dem Tode Mendelssohn's geschrieben wurden:

„Aber wird einem nicht bange, wenn der Tod so mäht?! Welche Trauer, daß Mendelssohn hin ist! Es ist unmöglich, rufe ich wieder und wieder! Wie freute ich mich, als er, vor kaum einem Monat, hier in Freiburg zuerst wieder seit Fanny's Tod lebendiger und munter wurde. Wie mühte ich mich, dabei zu helfen! Er war der nobelste Mensch, den ich gekannt, ich fühlte mich immer gehoben und in Spannung, wenn er da war, es that mir so wohl, daß er mir gewogen. Einen Tag waren wir in Badenweiler bei herrlichem Wetter; daran denke ich jetzt immer. Wie er da war — und sprach! Es war alles so schön, was er sagte, so fein, aber selbst sein Scherz war ernst. Wir waren auf dem Thurme, und beim Hinabgehen rief ich ihm, der hinter mir ging, plötz

lich zu, er solle mich einmal einholen; da liefen wir denn bis zur Gefahr des Sturzes die Wendeltreppe hinab und fast wäre ich ihm, trotz des Vorsprungs, den ich hatte, nicht entgangen. Wie er da unten lachte in alter Weise und mich faßte und in dem lustigen Ton vergangener Zeiten sagte: «Wir sind Kinder!» So wie ein Wind konnte er sein und sich selbst darüber freuen! Daß er wahrhaft Großes schuf, — wie wird man es jetzt doppelt anerkennen! Er ist ein ewiger Name und ein ruhmvolles Leben ist ein langes. Ach, wer es ihm gleichthun könnte! Und wie viel Liebe hatte er bei so viel Ruhm! Da liegt er nun und schläft für immer, der köstliche Felix!"

Jene Schweizerreise, deren in diesem Briefe Erwähnung geschieht, sollte die letzte sein hienieden, kein fröhliches Wandern mehr auf dieser schönen Erde war ihm bestimmt, die Fahrt ging — zu Ende.

IX.

Schluß.

Es ist genug, — so nimm denn, Herr, meine Seele.
Mendelssohn's „Paulus".

Nach jenem Concert, wo Reichardt's „Veilchenlied" sich so viele Freunde erwarb, war es, wo ich von Mendelssohn Abschied nahm, um auf einige Zeit nach Berlin zu gehen.

„Besuchen Sie nur ja meine Schwester Hensel", sagte er, „sie weiß viel Gutes von Ihnen. Singen und üben Sie tüchtig, und denken Sie an mich recht fleißig! Nächsten Winter, da treten wir ganz anders auf! Das soll eine Freude sein!"

Und sie nahm das junge schüchterne Mädchen unbeschreiblich freundlich auf, Frau Fanny Hensel, als es sich zum ersten mal bei ihr meldete. Wie deutlich sehe ich noch das lange helle Zimmer vor mir, in dem sie mich empfing. Sie stand vom Flügel auf, als ich hereintrat, und streckte mir die Hand entgegen. Frau Rebekka Dirichlet und Herr von Keudell waren bei ihr.

Frau Fanny war klein und brünett und von lebhaften Bewegungen, mit tiefen dunkeln Augen, einem bis ins Herz sehend; Frau Rebekka steht schlank und blaß in meiner Erinnerung, in den feinen Zügen mehr Aehnlichkeit mit ihrem Bruder Felix verrathend. Und ich mußte von Felix erzählen. Wie gern that ich's! So kamen wir schnell in das unbefangenste Geplauder. Dann lud mich Frau Hensel in der liebenswürdigsten Weise zu ihren berühmten Sonntagsmatinéen ein für allemal ein.

Welche Fülle von schönen, reichen Genüssen wurde mir zutheil in diesem Hause! Wie goldig verklärt stehen jene Tage in Berlin in meinem Gedächtniß. Ich hörte Fanny spielen, die geniale Künstlerin, und durfte bei ihr Mendelssohn'sche Lieder singen.

Wechselnde Gestalten zogen an mir vorüber, mächtige, unverwischbare Eindrücke der verschiedensten Art waren es, die meine junge Seele empfing. In dem Reliquienschrein der Erinnerung ruht gar manches edle Bild, gar mancher süße Klang und Ton. Unvergeßlich ist mir auch das wundervolle Klavierspiel des Herrn von Keudell geblieben, jetzt Legationsrath und Freund des Grafen Bismarck, damals ein fast täglicher Gast des Hensel'schen Hauses.

Eine Matinée bei Frau Fanny steht mir noch so lebhaft vor Augen, als ob ich sie erst gestern besucht. Ein Kreis eleganter Frauen, eine Schar besterneter und unbesterneter Männer: die reizende Pauline von Schätzel-Decker; eine junge schöne Klavierspielerin aus Schleswig, Toni Tiedemann; Auguste Löwe, die Altistin, und ihre

liebliche Schwester Georgine; die Damen Türrschmidt; die Musiker Gans, Taubert, Rungenhagen; Professor Hensel selbst; Paul Mendelssohn, Professor Dirichlet, die imposante Gestalt des Herrn von Keudell, Richard Wuerst und viele andere. Eine Frauenerscheinung aber war es, die damals mein höchstes Interesse erregte, von der ich kein Auge verwandte: Henriette Sontag, die Gräfin Rossi, im violetten Seidenkleide und rothen Shawl, vornehm und zugleich bezaubernd liebenswürdig. Und vor all diesen bekannten und unbekannten Größen sollte an jenem Morgen die kleine Leipzigerin Mendelssohn's „Reiselied“ singen, von Fanny Hensel begleitet:

Bringt des treusten Herzens Grüße!

Und sie dachte an ihn, dessen warmer Empfehlung sie um keinen Preis der Welt Schande machen wollte, und sang frisch und frei wie der Vogel im Walde, und Frau Fanny lächelte und nickte und flüsterte dann: „Das hätte Felix hören sollen“, und Henriette Sontag näherte sich der jungen Sängerin und sagte ihr ein paar liebe Worte und sah sie mit den tiefblauen Augen warm an; und nachher wurde noch so viel und köstlich musicirt, daß „die Kleine“ ganz berauscht nach Hause ging. Ach, es war wol schöne Zeit!

Ein zierliches, auf blaßblauem Papier geschriebenes Billet liegt eben vor mir, worauf eine reizende Hand mit allerliebsten Buchstaben Folgendes schrieb:

„An Fräulein Lili Vogel!

Mein liebes Fräulein, ich habe mich leider genöthigt

gesehen, meine nächste Musik auf Sonntag über acht Tage zu verlegen; wenn mich das nur nicht um die Freude bringt, Sie noch einmal dabei zu haben!

Einstweilen habe ich meine Probe auf morgen 5 Uhr belassen; hindert Sie nichts, so bitte ich Sie ein wenig herzukommen, wir musiciren dann für unser eigen Vergnügen, und singen, sollte ja das Wetter sich aufklären, vierstimmige Lieder im Garten.

Die Ihrige Fanny Hensel."

Wenige Wochen nach jenen köstlichen Quartetten im Grünen im Mai war Fanny Hensel todt. Er hatte recht, Felix Mendelssohn, als er von ihr schrieb: „Wer sie einmal gekannt hat, der vergißt sie nimmermehr im Leben."

In Leipzig hatte mittlerweile die Concertsaison ihr Ende erreicht.

Felix Mendelssohn dirigirte am 11. März 1847 das letzte Abonnementconcert und führte die neue Symphonie Robert Schumann's in C-dur auf. Kurz darauf leitete er ein Concert Klara Schumann's, wo diese Zauberin sein G-moll-Concert hinreißend vortrug. In dieser Zeit beschäftigten ihn die heterogensten Arbeiten: seine „Lorelei" und sein Oratorium „Christus"; verschiedene Motetten und ein Scherzo für Streichinstrumente. Seine Gesundheit war aber zur höchsten Besorgniß der Seinigen schwankend geworden in all dieser verschiedenen und unausgesetzten Thätigkeit, er klagte viel über Kopfschmerz;

und Mattigkeit. Als er am Charfreitag seinen „Paulus“ zur Aufführung gebracht, reiste Mendelssohn gegen den Rath der Aerzte zu neuen Anstrengungen aller Art nach London, wo der „Elias“ dreimal hintereinander mit steigendem Enthusiasmus aufgeführt wurde. Auch nach Manchester ging er, um seinen „Elias“ zu dirigiren, und am 11. Mai spielte er zum letzten mal öffentlich in einem Hofconcert in London Beethoven's G-dur-Concert mit den herrlichsten improvisirten Cadenzen und dirigirte seine Sommernachtstraum-Musik.

Nach all diesen Aufregungen und Triumphen trieb es ihn gewaltsam in ein süßes Stilleben, er sehnte sich nach einem Zusammensein mit den Geschwistern, nach einem echten dolce far niente. Ein großes Familienrendezvous war verabredet worden von London aus in dem schönen Frankfurt, wo Mendelssohn einst sein Glück gefunden — und hier erst, am Herzen der theuersten Frau, im Kreise der Kinder traf ihn, wie ein Blitzstrahl aus heiterm Himmel, die entsetzliche Nachricht von dem Tode Fanny's. Einen Schleier über diesen heiligen Schmerz!

Aus dem Jahre 1847 stehen verzeichnet an gedruckten Arbeiten: Drei Motetten für Chor und Solostimmen; Recitativ und Chöre aus dem unvollendeten Oratorium „Christus“; Finale des ersten Acts aus der unvollendeten Oper „Lorelei“; Quartett für Streichinstrumente; Andante und Scherzo für zwei Violinen, Bratsche und Cello; Lieder; Männerstimmenquartett; ein Duett für zwei

Frauenstimmen: „Im Aehrenfeld“; und seine letzte Composition, geschrieben am 7. Oct. 1847 in Leipzig: das altdeutsche Frühlingslied:

> Der trübe Winter ist vorbei,
> Die Schwalben wiederkehren.

Von Frankfurt aus reiste Mendelssohn in Begleitung der Seinigen für den Sommer nach Interlaken, Paul Mendelssohn mit seiner Frau und Professor Hensel begleiteten ihn.

In die großartige Alpenwelt flüchtete er sich mit seinen Lieben und mit seinem Weh, dort lebten die Trauernden still miteinander, gleichsam Hand in Hand, im Andenken an die Entschwundene, die nicht mit ihnen sein konnte, und es war die süße heilige Natur und der Zauber der Kinderaugen, die dem gerechten Schmerz den schärfsten Stachel nahmen und das wunde Herz Mendelssohn's allmählich trösteten. Mit seinen Kindern beschäftigte sich der Tiefgebeugte auch fort und fort in der angelegentlichsten Weise, als endlich die geliebten Geschwister wieder heimgekehrt waren, obgleich ihm diesmal die Trennung von ihnen unsagbar schwer wurde. Draußen im Freien war ihm am wohlsten. Er ging viel mit den Kindern spazieren — streifte auch allein umher, und da mußte es wol geschehen, wie es in einem seiner schönsten Frühlingslieder heißt, daß der Schmerz gleichsam aufthaute:

> Es thaut der Schmerz und löst sich lind.

War doch kein Herz empfänglicher für den Zauber der schönen Gotteswelt als eben das seine; zu allen

Jahreszeiten hat er ihre Herrlichkeit besungen, und niemand empfand tiefer den holden Trost des Frühlings als er — vom „ersten Veilchen" an bis zum Ende: „Holder Lenz, du bist dahin"; niemand liebte inniger die Rosen:

Denn die Rosen eilen,

und freute sich mehr des Herbstes, wo

im Walde rauschen dürre Blätter,

und doch im „leuchtenden Teppichgemache" die Holde harrt. Nur über den Winter klagt er:

Wie ist die Welt so klein:
Du drängst uns all in die Thäler,
In die engen Hütten hinein.

Und der Winter war es denn auch, der ihn in die kleinste und engste aller Hütten hineindrängte: in das Grab.

Während seines letzten Aufenthalts in Interlaken zog sich Mendelssohn von allem Verkehr zurück, fremde Menschen waren ihm unerträglich. Sein Schmerz drängte ihn in die Einsamkeit, wie uns ja jedes große echte Leid isolirt; je weniger Laute aus der Welt zu ihm herübertönten, je wohlthuender war es für ihn. Ein rührendes Bild seines dortigen Stillebens stellt sich aus einzelnen Stellen seiner Briefe aus jener Zeit zusammen.

„Seit vorgestern haben wir Kälte und Kaminfeuer und strömenden Regen, aber ich kann nicht leugnen, daß ich zuweilen solche recht grimmige Regentage, die einem unwiderruflich ins Haus kommen, nicht ungern habe. Diesmal geben sie mir Gelegenheit, den ganzen Tag mit den drei ältesten Kindern zuzubringen; sie schreiben, rech-

nen und latinisiren bei mir, tuschen Landschaften in den Freistunden oder spielen Schlagdame und thun tausend kluge Fragen, die kein Dummer beantworten kann; die Leute sagen es gewöhnlich umgekehrt, aber es ist so. Die Hauptantwort bleibt: das verstehst du nicht, wie sie mir noch von Mutter in den Ohren klingt, und wie sie den Kindern wol bald wieder von mir in den Ohren klingen wird, wenn sie ihren Kindern dieselbe Antwort geben. Und so fortan."

In einem andern Briefe an Paul Mendelssohn heißt es: „Ich habe angefangen, fleißig Noten zu schreiben, die drei ältesten Kinder arbeiten des Morgens bei mir, nachmittags, wenn es das Wetter erlaubt, machen wir alle zusammen einen Spaziergang, und auch einige wüthende Skizzen habe ich getuscht."

Und endlich: „Frau und Kinder sind gottlob! wohl; wir gehen viel spazieren, die Kinder lernen, Cécile malt Alpenrosen und ich schreibe Noten, die Tage vergehen einförmig und schnell."

Wie man es vor sich sieht, das große Zimmer mit dem Kamin und dem Blick durch die geöffnete Balkonthür auf die unnahbare Jungfrau in ihrer krystallenen Schönheit! Um den Tisch der Kreis der blühenden Kinder, die rosigen Gesichter über die Blätter verschiedener Bücher geneigt, und doch dazwischen plaudernd und lachend, Lili mit der Puppe auf einem Schemel, der kleine Felix am Boden spielend in der Nähe der Mutter. An einem kleinen Tische im vollsten Licht sitzt die schöne Frau; die lichtbraunen

Locken fallen an den zarten Wangen nieder, vor ihr steht eine Vase mit Alpenrosen, die feine Hand ruht auf den Blättern ihres Albums, wo die Alpenrosen zum zweiten mal auftauchen. Dann und wann heben sich die langen Wimpern und die unvergleichlichen Augen suchen den Einen mit jenem Blick der Sorge und Zärtlichkeit eines liebenden Weibes. Und er erscheint bleicher und schmäler als sonst, schaut wol zerstreut und träumerisch über allerlei Notenblätter hinweg ins Freie, — die Feder ist der Hand entsunken. Wohin tragen ihn die Gedanken? Ist es vielleicht die Melodie zu jenem wunderbaren „Nachtlied", die in diesem Augenblick schon vor seiner Seele schwebt?

Vergangen ist der lichte Tag,
Von ferne kommt der Glockenschlag.

Die Rückkehr nach Leipzig, das erste Wiedersehen der treuen Freunde nach dem Tode der Unvergeßlichen regte Mendelssohn über alle maßen auf. Die Wunde, die kaum zu bluten aufgehört, wurde gewaltsam wieder aufgerissen. Bei aller Schonung, die man ihm bewies, war ein Berühren des Erlebten doch unvermeidlich. Daher kam es auch wol, daß er mehrfach äußerte: „Die leipziger Luft drückt mich! Es ist so eng überall!" Er ging auf kurze Zeit nach Berlin und kehrte nur zurück, um sich für die Reise nach Wien vorzubereiten, wo er seinen „Elias" aufzuführen versprochen. Mit großer Hast und brennendem Eifer nahm er seine Arbeiten trotz der immer häufiger auftretenden Kopfschmerzen und Schwächeanwandlungen

wieder auf, so sehr auch Cécile bat, sich zu schonen. „Laß mich nur jetzt noch arbeiten, es wird auch für mich ein Ausruhen kommen“, antwortete er auf ihre zärtliche Mahnung. Und den Freunden gegenüber, die mit ähnlichen Bitten auftraten, äußerte er sehr bestimmt: „Ich muß noch schaffen, solange es Tag ist, wer weiß, wie bald die Glocke schallt!“ Mendelssohn componirte stets im Kopfe, nie am Klavier. Er sah, wie Mozart, jedes Musikstück im Geiste vor sich, mit aller Instrumentirung, bevor er es aufschrieb. Dann und wann kam ihm freilich auch vor dem Flügel ein Gedanke, den er flüchtig hinwarf und später im Kopfe wieder aufnahm und verarbeitete.

Es drängt sich überhaupt bei so manchen Seiten seines künstlerischen und menschlichen Seins der Vergleich mit unserm herrlichen Mozart auf: vor allem die ungeheuere Arbeitskraft und Thätigkeit eines ebenso kurzen Künstlerlebens. Mendelssohn's ungedruckter Nachlaß ist kaum minder groß als der gedruckte: dieselbe kindliche Lebensfreudigkeit, dasselbe Erfülltsein von der geliebten Kunst.

Am 7. Oct. 1847 war es, als Mendelssohn jenes süße, tieftraurige Frühlingslied componirt hatte, dessen letzter Vers schließt:

Nur ich allein, ich leide Pein,
Ohn' Ende werd' ich leiden:
Seit ich von dir und du von mir,
O Liebste, mußte scheiden!

Da schob er das noch feuchte Blatt von sich und sagte hastig aufstehend: „Es ist genug, sorge dich nun nicht länger, Cécile, jetzt will ich wirklich nicht mehr schreiben und eine Weile ausruhen!“

Zwei Tage darauf brachte Mendelssohn sein neuestes Liederheft seiner musikalischen Freundin, Frau Livia Frege. Sie, die ihn so oft mit der Partitur unter dem Arme bei sich eintreten gesehen und ihm dann die halb fertigen Stücke vom Blatt gesungen, sollte ihm nun auch mit ihrer holden Stimme sein „Nachtlied“ zuerst singen. Man probirte zuerst einige Nummern aus dem „Paulus“, dann verschiedene Lieder. Mendelssohn's übergroße Nervenreizbarkeit trat seit einiger Zeit besonders auffallend hervor, wenn er Musik hörte oder selbst spielte. Sein Gesicht veränderte sich dann und wurde sehr blaß. Auch vermied er größere Musikaufführungen und äußerte wiederholt in jener Zeit: „Die höchste Freude und der höchste Genuß ist doch eigentlich das Musiciren mit wenigen Freunden. Höchstens ein Quartett Gleichgesinnter, — mehr brauchte ich jetzt nicht.“ — An jenem Tage nun hatte Mendelssohn schon am Morgen sehr viel und anstrengend mit Moscheles und David musicirt und erschien der sorgenden Freundin, von allem Anfang an, matt und abgespannt.

Und sie sang denn endlich:

> So reißt die Zeit die ganze Nacht,
> Nimmt manchen mit, der's nicht gedacht!

Da sagte Mendelssohn zusammenschauernd: „Hu! das klingt traurig! Aber es ist mir noch so zu Muthe!“

Dann stand er plötzlich leichenblaß auf und ging hastig auf und ab, über eisige Kälte in den Händen klagend. Auf die ängstliche und dringende Bitte, nach Hause zu fahren und den Arzt rufen zu lassen, erwiderte er lächelnd, daß ihm tüchtiges Spazierenlaufen nützlicher sein würde, und nahm Abschied. Den Spaziergang gab er aber doch auf, kehrte sofort nach Hause zurück, und abends wiederholte sich ein ähnlicher Zufall. Er mußte nun mehrere Tage das Bett hüten. Der Schwächeanfall ging scheinbar vorüber, Mendelssohn nahm die Besuche seiner nächsten Freunde wieder an, machte sogar am 28. Oct. an der Seite seiner Frau einen kleinen Spaziergang, war ziemlich wohl und bei Tische heiter, — da am Nachmittag befiel ihn, zum Entsetzen der Seinigen, eine tiefe plötzliche Ohnmacht. Der Arzt konnte seine Trauer über diese Krankheitserscheinung nicht verbergen: der Zustand stellte sich nun als hoffnungslos dar, ein Nervenschlag war eingetreten. Lange Zeit lag Mendelssohn ohne Bewußtsein, und als er wieder zur Besinnung kam, blieb er apathisch und klagte nur dann und wann über einen unerträglichen Kopfschmerz. Sieben Tage währte dieser Zustand mit größern und geringern Veränderungen, Tage voll Qual und Todesangst für alle, die ihn liebten.

Die Nachricht von der Gefahr, in der das theuere Leben schwebte, hatte sich wie ein Lauffeuer in der Stadt verbreitet, es war, als ob ein geliebter König erkrankt: Scharen von Bekümmerten belagerten das wohlbekannte Haus in der Königsstraße und warteten auf bessere Nach-

richten. Ueberall sah man ängstliche Gesichter und hörte theilnehmende Fragen.

Und drinnen in dem verdunkelten Krankenzimmer kämpfte endlich die sterbliche Hülle des edelsten Menschen den letzten großen Kampf, umgeben von treuen Freunden, in den Armen trostloser aufopferndster Liebe, und in der neunten Abendstunde des 4. November 1847 schrieb die Hand des Todesengels unter das Lebensbuch des Entschlafenen sein heiliges: Fine.

Die reinste Künstlerseele war zum Urquell des Lichts zurückgekehrt, von wannen sie gekommen.

Tief ergreifend waren jene Ehrenbezeigungen, die man der sterblichen Hülle Mendelssohn's zunächst in jener Stadt erwies, für deren Musikleben er in so segensvoller Weise gewirkt. Von nah und fern strömte man herbei, um das stille edle Angesicht noch einmal zu sehen, dessen bleiche Stirn ein Lorberkranz umzog. Mit heißen Thränen nahmen die treuen Freunde, die dankbaren Schüler und Verehrer einen lautlosen feierlichen Abschied von dem Todten. Eine Leichenfeier in der Universitätskirche wurde angesagt für den 7. November; nach ihrer Beendigung wollte man den Sarg nach Berlin geleiten, wo er in dem Erbbegräbnisse der Familie an Fanny's Seite beigesetzt werden sollte.

Am festgesetzten Tage nun, in der vierten Nachmittagsstunde, verkündeten das Geläute der Glocken und die Töne der Trauermusik der harrenden Menge, daß der Zug heran=

nahe. Dem Sarge voraus schritten zwei Musikchöre, die Mitglieder des Gewandhausorchesters und die Zöglinge des Conservatoriums, deren einer auf weißem Atlaskissen einen silbernen Lorberkranz trug. Die schwarze silberdurchwirkte Umhüllung des Sarges war kaum mehr zu sehen: ein Frühling von Palmenzweigen, Blumen, Kränzen und Guirlanden deckte sie zu. Die Ecken des Sargtuches wurden von den theuersten Freunden und Kunstgenossen des Entschlafenen getragen, unter ihnen Moscheles und David. Wie tief erschütterten alle Herzen die Klänge des herrlichen E-moll-Liedes aus dem fünften Heft der Mendelssohn'schen „Lieder ohne Worte", das Moscheles für Blasinstrumente gesetzt hatte für diesen letzten Gang.

Dem Sarge folgten, nächst den Leidtragenden, die Geistlichkeit, die Vorstände der Civil- und Militärbehörden, die Mitglieder der Universität, der Rath, die Stadtverordneten, Studenten und eine unabsehbare Zahl Trauernder aus allen Ständen. Die schwarzausgeschlagene Paulinerkirche war erleuchtet, und als man den Sarg hineintrug auf die Estrade, ertönte wie vom Himmel herab ein Gruß: ein Präludium von Sebastian Bach. Dann sang die ganze Versammlung unter Posaunen- und Orgelbegleitung einige Verse der schönsten aller Choralmelodien: „O Haupt voll Blut und Wunden." Ein Sängerchor stimmte hierauf den Choral aus dem „Paulus" an: „Herr, dir will ich mich ergeben!" und an diesen Gesang schloß sich die warme Gedächtnißrede des reformirten Geistlichen, Pastor Howard. Dann ließ der herrliche Chor:

Siehe, wir preisen selig, die erduldet

tausend Thränen fließen.

Der Segen wurde gesprochen über der theuern Leiche, und der Schlußchor aus der Passionsmusik endete die erhebende Feier.

In derselben Nacht ging der Sarg nach Berlin ab in Begleitung treuer Freunde, und auf diesem dunkeln Wege leuchteten wie Sterne die Begrüßungen trauernder Liebe und Verehrung auf, die den stillen Zug auf allen Stationen empfingen. In Dessau erwartete ihn inmitten eines Sängerchors eine ehrwürdige Gestalt mit entblößtem Silberhaar: Friedrich Schneider, der Componist des „Weltgericht". Weinend empfing er den todten jungen Meister, den er im Leben so innig geliebt.

Dem Wunsche der Familie Mendelssohn's gemäß war in Berlin die Todtenfeier eine durchaus einfache. Noch vor sechs Uhr morgens langte der Trauerzug an. Inmitten einer lautlosen Versammlung der Notabilitäten der Kunst wurde der geschmückte Sarg auf den Leichenwagen gehoben unter den Klängen der Choralmelodie „Jesus meine Zuversicht". Dann folgte, während des Ganges zum Friedhofe, Beethoven's Trauermarsch. Die ersten Strahlen der aufgehenden Wintersonne zitterten auf den Palmenzweigen und Blumen und — auf Fanny's Grab. Tiefergriffen segnete der treue Freund der Mendelssohn'schen Familie, der Prediger Verduschek, die Leiche ein in wenigen herrlichen Worten.

Wie sie so sanft ruhn!

klang es dann hinaus in die stille heilige Morgenfrühe und — alles war vorüber. Die Erde hatte das sterbliche Theil eines ihrer geliebtesten Kinder empfangen.

Die Schreiberin dieser Zeilen war damals in Frankfurt am Main. Wir studirten mit Eifer und Entzücken im Cäcilienverein den „Elias“ ein, zu einer Kirchenaufführung; man hatte mir die Sopransoli anvertraut, was mich sehr stolz und glücklich machte. Aber schon während der ersten Proben durchliefen beängstigende Gerüchte von der schweren Erkrankung Mendelssohn's die Stadt. Es war seltsam, wie sich die fremdesten Menschen in diesem Einen Interesse begegneten und nahe traten. Man blieb auf der Straße beieinander stehen, um sich gegenseitig zu fragen, ob neue Nachrichten aus Leipzig angekommen. Wie eine dumpfe Schwüle lag es auf allen Gemüthern. Was mich selbst betrifft, so befand ich mich in einer fieberhaften Aufregung. Fast täglich schrieb ich an Vater und Mutter, um zu fragen, ohne zu bedenken, daß doch nicht täglich Antwort einlaufen konnte.

So kam denn die vorletzte Probe der Soli heran. Ich ging mit schwerem Herzen hin; am Abend vorher waren, wie man sagte, schlimmere Berichte eingetroffen, und am Morgen war für mich der erwartete Brief aus Leipzig nicht angekommen. Der vortreffliche Franz Messer dirigirte damals den Cäcilienverein. Man wollte, als ich in den Saal trat, eben die Einleitung zu dem Duett der Witwe mit Elias durchnehmen. Der Dirigent, in seiner

lebhaften Weise, lief noch zwischen den Notenpulten hin und her. Ich setzte mich an meinen Platz und erwartete seinen Wink. Da sah ich den liebenswürdigen Doctor S. hereintreten mit todtenblassem Gesicht. Er, der sonst immer so viel Freundlichkeit für mich hatte, grüßte diesmal nur ernst von weitem und kam auch gar nicht näher. Einige Herren umringten ihn. Auf dem Orchester fingen sie an, einzelne Sätze zu probiren — eine qualvolle Unruhe befiel mich plötzlich. Ueberall hinter mir glaubte ich ein Flüstern zu hören. Aber Franz Messer winkte und ich stand auf. Als ich zwischen den Reihen der Hörer hinging, hörte ich die Worte: „Man darf es ihr erst nach der Probe sagen!" Ich blieb stehen und schaute erschreckt um mich. Ringsumher bestürzte Gesichter. Im Augenblick war ich an der Seite des Freundes mit der angstvollen Frage: „Was ist geschehen?" Da nahm er warm und theilnehmend meine Hand und mit bebender Stimme antwortete er: „Ruhig, ruhig, liebes Kind, nur das E r w a r t e t e ist geschehen: unser Mendelssohn ist todt."

Es war auch eine Todtenfeier an jenem unvergeßlichen Morgen in Frankfurt, jene heißen Thränen, die da geweint wurden! Messer legte den Taktstock tieferschüttert nieder, die Musiker standen lautlos, als er ihnen in kurzen Worten mit einer von Rührung gebrochenen Stimme den Heimgang des Unvergeßlichen anzeigte. Als wir nach Stunden die Probe zu beginnen versuchten, brach der Schmerz bei den ersten Takten der Musik in voller Gewalt von neuem hervor. Wer hätte da singen können!

Der „Elias" wurde nun zur Gedächtnißfeier des großen Todten aufgeführt; wir erschienen alle in tiefster Trauer. Diese Aufführung aber war — nach allgemeinem Urtheil — des Lebenden würdig gewesen. Wie viele Städte brachten dem Heimgegangenen in dieser Weise eine letzte Huldigung dar.

In Leipzig soll das erste Abonnementconcert nach Mendelssohn's Tode von ergreifender Wirkung gewesen sein. Das Programm enthielt meist Compositionen des Entschlafenen, Chöre und Soli wurden von Dilettanten ausgeführt. Vor einer dichtgedrängten Versammlung zogen Schöpfungen der verschiedensten Lebensperioden Mendelssohn's vorüber, unter ihnen das „Gebet Luther's", die zauberhafte Ouverture zur „Schönen Melusine", die Einleitung zum „Paulus", eine Motette a capella und das herrliche „Nachtlied" von Eichendorff:

Vergangen ist der lichte Tag.

Die holde Stimme, die es sang, lockte Thränen selbst in jene Augen, die das Weinen längst verlernt, und erfüllte mit tiefster Wehmuth die Herzen aller Hörer.

Vergangen war ja auch jener lichte Tag seines Lebens; eine goldene Harfe war verstummt, die Saiten zerrissen: Felix Mendelssohn schlief jenen Schlaf, dem kein Erwachen auf dieser Erde folgt.

Fast sechs Jahre nach dem Tode Mendelssohn's, am 26. September 1853, erlosch, nach unsaglichen Leiden, in denen die Dulderin den Ihrigen ein leuchtendes Beispiel

frommer Ergebung war, das edle Leben Cécile's. Ihr Schmerz um den Verlust des Unvergeßlichen war, wie eine zärtliche Freundin der Verklärten mir erzählte, grenzenlos, aber still wie jeder echte Schmerz, und sie ist wol an diesem heimlichen brennenden Weh langsam zu Grunde gegangen. Sie sah auch ein Kind sterben — ihr jüngster Sohn Felix folgte dem Vater. Selbstlos und opferwillig trug sie ihr Doppelleid schweigend, selten nur redete sie von ihrer heißen Sehnsucht nach den Vorangegangenen, einer Sehnsucht, die sie doch um der geliebten Kinder willen, für die sie fortan einzig lebte, sich zum Vorwurf machte. Immer mehr und mehr vertiefte sie sich in die Erinnerung an die leuchtende Vergangenheit, an die Tage eines seltenen Glücks. Ach und solche Erinnerung im Elend ist ja nach den Worten des Dichters die schmerzlichste von allen:

Nessun maggior dolore
Che ricordarsi del tempo felice
Nella miseria — —

Bis zum letzten Augenblick klar, schön, fromm und ergeben, und aus Sorge um die theuere Mutter, die ihr Kind mit rührender Zärtlichkeit pflegte, sich in wahrhaft heroischer Weise beherrschend, hauchte sie, umgeben von ihren trauernden Lieben, an einem schönen Herbstabend in ihrer Vaterstadt Frankfurt ihre reine Seele aus. Einen Kranz auf den Hügel der zärtlichen Gefährtin des verklärten Meisters, nicht von Lorbern und Palmen, wie sie sein Grab schmückten, — nein, einen Kranz in ihrem bescheidenen Sinne! — Ludwig Berger's „Veilchenlied“ ist's,

das mir vor der Seele schwebt im Gedanken an Cécile, ein Lied, das Mendelssohn so sehr liebte:

> Da hab' ich selber ihr voll Gram
> Den Leichenkranz gewunden —
> Doch nicht von dunklem Rosmarin:
> Von blauen Veilchen wand ich ihn,
> Die ich mit Thränen netzte.

Mein Buch trägt als Motto einen Vers aus Geibel's hochpoetischer Todtenklage — mag diese Todtenklage selbst es nun beschließen. Bestätigt sie doch nur in beredtester Weise, was ich zu erzählen versuchte: daß niemals wol eine idealere Künstler- und Menschengestalt über unsere arme Erde ging als unser geliebter Unvergeßlicher!

Auf

Felix Mendelssohn-Bartholdy's Tod.

Von **Emanuel Geibel.**

Auf jeden Tag, und schwing' in sprühn'der Pracht
Er noch so stolz die Fackel, folgt die Nacht;
Steigen und sinken lautet das Gebot,
Das uns beherrscht, und König ist der Tod.
Wir wissen's wohl, und tausendförmig sehn
Wir täglich ihn an uns vorübergehn,
Und schaudern nicht; wir sehn es, wie dem Greis
Die Locke sich bereifet silberweiß,
Wie ebbend sich der Seele holdes Licht
Verzehrt und dann erlischt, und schaudern nicht.
Denn ihren Kreis hat die Natur beschlossen,
Zur Neige ist die Sanduhr ausgeflossen,
Und in die Lücke tritt ein neu Geschlecht
Mit frischerm Muth und jüngerm Lebensrecht.

Doch wenn der Tod urplötzlich vor der Zeit
Hereintritt, wo noch alles grünt und mai't,

Wenn er den Mann an neuen Lebens Schwellen
Zerbricht in seiner Thatkraft vollstem Drang,
Dem Bogen gleich, der mit gediegnem Klang
Noch tausend goldne Pfeile sollte schnellen,
Wenn mit dem Einen Opfer eine Welt
Von Hoffnung und ein Lenz von Blüten fällt:
Da stehn wir starr und schaun, zum Trost zu schwach,
Den Abgrund nur, das Grab. Mit bleichem Munde
Scheu durch die Gassen irrt die Trauerkunde,
Und unermeßlich hallt die Klage nach.

So ist's mit dir. Fast noch in Jugendtagen,
In deines Schaffens reichstem Sommerflor
Standst du, der Zukunft Weisen schon im Ohr,
Da wurdest du vom jähen Blitz erschlagen.
Die zarte Hülle, drin des Werks beflissen
Rastlos gewühlt der schöpferische Geist,
Zersprang, und deine Melodien zerrissen,
So wie ein goldenes Geweb' zerreißt.
Du fielst, ein Baum, der Frucht und Blume wies,
Der Großes gab und Großes uns verhieß.

O du warst reich. Du trugst in deiner Brust
Für jeden Schmerz den Klang, für jede Lust;
Du wußtest jenen dunklen Laut zu binden,
Der über dem Erschaff'nen in den Winden
Gleichwie des Weltalls leises Athmen schwimmt,
Und nun mit Jubel, nun mit tiefer Klage
Als Grundton stets zu unsres Herzens Schlage
Geheimnißvoll in unser Fühlen stimmt.

Du wußtest, welch ein reizend Lichtverlangen
Von Blatt zu Blatt im Frühlingswalde klingt,
Was auf der Flut mit wundersamem Bangen
Der Geist der Nacht an Meeresgrotten singt.
An deine Seele klang des Herbsttags Trauer,
Wenn leise rieselnd in der Dämm'rung Schauer
Vom abgestorbnen Baum das rothe Laub
Gleich blut'gen Thränen hinfließt in den Staub;
In der zerissnen Weise, die die Schwinge
Des Sturmes aus der Aeolsharfe wühlt,
Hast du das ganze Klagelied der Dinge,
Die ganze Sehnsucht der Natur gefühlt.
Und doch erbaute dann dein kühnes Herz
Auf solchem Grund sich eine Welt von Scherz,
Wie Prospero schwangst du den Zauberstab,
Und ließest keck den luft'gen Elfenreigen
Aus Nebeln quellen und im Mondlicht steigen,
Bis schalkhaft dich der holde Spuk umgab.

Ja, Magus warst du. Fügsam beugten sich
Dir Raum und Zeit; kein Wunder schreckte dich.
Gefeit von jener Kunst, die dich gebar,
Stiegst du wie Faust hinunter zu den Müttern*),
Die Pforten sprangen vor dir auf mit Schüttern,
Wo alles webt, was sein wird, ist und war.
Von dort entführtest du in ihrem Weh
Die andre Helena-Antigone.

---

*) Goethe's „Faust“, zweiter Theil.

Wie Riesenschatten zwangst du die Gestalten
Der Griechenwelt zurück vor unsern Blick;
Vor Laios' Haus das düstre Fluchgeschick,
Der Eumenide Gang, der Götter Walten
Im heil'gen Rhythmus wieder riesst du's wach,
Daß es, im Klang versöhnt, wie zu den Alten
Zu uns in schauervoller Größe sprach.

Und doch, wie marmorschön sie mochte prangen
In strengem Reiz und hoher Heldenzier:
Die große Vorwelt nahm dich nicht gefangen;
Dein war sie worden, aber du nicht ihr.
Durch ihre Götterfülle sahst du scheinen
Wie durch ein bunt Gewölk den Glanz des Einen,
Zu dem dein ringend Herz so oft, so tief
In brünst'ger Andacht Feiertönen rief.
Da schwebte wie auf weißen Taubenschwingen
Mit des Apostels Worten dein Gesang,
Und des Propheten himmlisch Feuer klang,
Dein Schwanenlied — wie Schwanenlieder klingen.

Ich klage nicht um dich, du hast gelebt;
An Jahren jung, an Werken wie ein Greis,
Als Knabe Meister, hast das Lorberreis
In ungebleichte Locken du verwebt.
Kurz war dein Pfad, doch trug er Blum' an Blume,
Und wie Achill sankst du in deinem Ruhme.

Ich klag' um uns — denn unser ist das Leid —
Um deine Kunst, die du als Heil'ge ehrtest,

Um deine Jünger, die du treu sein lehrtest,
Und die du Waisen läßt in dieser Zeit,
In dieser Zeit, wo alles fieberhaft
Den Taumelkelch begehrt, der nur erschlafft,
Wo die Begeistrung sich, des Künstlers Minne,
Mit hast'ger Schwelgerei zu Tode hetzt,
Und blinder Rausch die losgelassnen Sinne
Im Purpur auf den Stuhl des Königs setzt.
Wer soll von den umlagerten Altären
Fortan, ein Priester, die Gemeinheit wehren?
Wer soll in ernster Meisterschaft hinfort
Als Leuchtthurm, dessen Feuer ruhig steigen,
Dem irrverworrnen Schwarm die Richtung zeigen
Durch Klipp und Brandung zum geweihten Port?
Wer soll, wenn frecher stets mit eitlem Meinen
Die Afterkunst sich bläht, in heil'gem Zorn
Die wüste Spreu auswerfeln aus dem Korn?
Ach, seit du hingingst, weiß ich keinen — keinen.

Leidvoll Geschick! Die schwarze Lücke klafft,
Sie kann kein Kranz mit Grün und Blumen decken;
Kein brünstig Sehnen kann mit heil'ger Kraft
Den Wohllaut deiner goldnen Harfe wecken.
In den verwaisten Saiten irrt der Wind
Wehklagend hin, und unsre Thräne rinnt.
Ja, nur die Trauer bleibt uns unverwehrt,
Die fromm gebeugt an deines Grabes Schatten
Das Opfer ausgießt, das der Dank beschert —
Wir hatten dich und haben dich geehrt,
Und das sei unser Trost, daß wir dich hatten.

Doch nein! Empor den kummerschweren Sinn!
Nur das Bedeutungslose fährt dahin.
Was einmal tieflebendig lebt' und war,
Das hat auch Kraft, zu sein für immerdar.
Dem Element gehört die Hand voll Staub,
Und weiter nichts — der lichte Gottesfunken
Ist nicht zugleich, auch nicht für uns versunken,
Und glüht nur reiner durch der Erde Raub.
Das ist des Genius Recht, daß ungekränkt
Vom Hauch des Todes überm Grab im Blauen
Er athmend fortspielt, und mit geist'gem Thauen
Göttlich befruchtend tausend Seelen tränkt,
Und, licht dem flüss'gen Aether zugesellt,
Unsterblich zeugend flutet durch die Welt.
So bleibst du uns, so webst auch heute du
In unserm Kreis, da wir dich liebend preisen,
Du wandelst unter uns in deinen Weisen,
Und wehst uns Trost in deinem Liede zu.
So strahlst du uns am düstern Firmament
Ein Leitstern, der in ew'gem Feuer brennt;
So wirst du einst kraft jenes Geistes Weh'n,
Der, weil er lebte, Leben muß entzünden,
In neuen Meistern siegreich auferstehn,
Und neu der reinen Kunst den Tempel gründen.

Anhang.

Bisher ungedruckte Briefe

Felix Mendelssohn-Bartholdy's.



1. An Hildebrandt in Düsseldorf.

Leipzig, 31. Oct. 1835.
(Während die Glocken schön zum Reformationsfest läuten.)

Lieber Hildebrandt!

. . . .

Wol war es eine gute Zeit, wo Du täglich ans Fenster kommen und in mein Frühstück hineingucken konntest, wo Du meinen Tagen dadurch gleich einen vergnügten Anfang gabst, und daran habe ich wol oft schon gedacht, wenn ich leider ganz ungestört frühstücken konnte; überhaupt muß ich Deinen und Schirmer's Brief nicht gerade durchlesen, wenn ich meinen neuen Aufenthalt ganz und gar loben soll; denn für die vielen frohen Stunden, die wir zusammen hatten, finde ich hier wol keinen Ersatz, und nichts, was daran nur erinnern könnte. Dafür aber gestehe ich Dir, daß ich erst hier recht empfinde, wie sehr viel mir in musikalischer Hinsicht dort abging, wie viele und ganz unnütze Quälerei ich mit manchen Dingen hatte, die nun einmal eben durch den guten Willen der Einzelnen nicht zu schaffen sind, und wie ich mich also in

Beziehung auf mein öffentliches Wirken hier zufrieden fühlen muß. Das Institut der Concerte, bei denen ich bin, besteht seit mehr als funfzig Jahren, alles ist in gutem geordneten Gange, manche alte hergebrachte Gewohnheiten, die mich zuweilen rühren könnten, weil sie auf eine vergangene Zeit noch hindeuten, wie mich denn auch ein Zopf oder eine Perrüke eines alten Herrn erfreuen kann — dabei ist das Orchester meistentheils jung und lebendig, ungemein sicher eingespielt, sogar einige berühmte Musiker darunter; ich habe einige meiner Ouverturen mit mehr Ensemble und Genauigkeit gehört als jemals sonst, und habe dabei das Vergnügen, daß sie selbst abends jeden augenblicklichen Einfall und Wink des Taktstocks verstehen und ausführen. Wenn Du das mit manchen Proben und Aufführungen, die wir zusammen erlebten, vergleichst, so kannst Du Dir denken, daß es mir hier in musikalischer Hinsicht wohler ist, — aber wenn so ein Stück Malerakademie nach Leipzig mitten unter die Lerchen ziehen wollte, so wäre es doch ein lustiger Leben. Das geht nun freilich nicht, und so suche ich mich zurückzuziehen und fleißig zu arbeiten. Wenn mir es gelingt, so denke ich mich gegen den Frühling aufzumachen und ein paar Monate zu Fuß zu gehen; daß ich dann jedenfalls über Düsseldorf komme und wol mal eines Morgens hinein gucke, wie der Herr Maler frühstücken thue — das steht fest. Dazwischen liegt noch viel Schnee und Hagel, und fünfzehn Abonnementsconcerte (denn fünf sind erst vorbei) und hoffentlich manches Brieflein von Dir, und überhaupt

eben ein paar lange Monate, aber ich freue mich doch schon jetzt darauf, sobald ich lebhaft daran denke ....

Du schreibst aber zu wenig von den Deinigen, bitte, lieber Höllenbart, hole das bald nach und sage, was Deine Familie macht, ob die Prinzen*) noch leben oder schon gemordet sind, was Du für Bilder im Kopfe hast; erzähle mir von Schadows und von Euch allen, auch vom Theater und Immermann, da es mich interessirt, vom Singverein und dem Rath der Alten**) und vor allen, Dingen schreib nur bald mal wieder.

Mit herzlichem Gruß an die Deinigen bin ich Dein

FxMB.

---

2. An Friedrich Wilhelm von Schadow in Düsseldorf.

Berlin, 9. Aug. 1835.

Lieber Herr Director!

Ich kann es nicht unterlassen, Ihnen von hier aus einige Zeilen zu schreiben, zuvörderst um Ihnen von dem vollkommenen Wohlbefinden Ihres Vaters, den ich gestern

---

*) Das Bild der Söhne Eduard's IV., an dem Hildebrandt malte und das Mendelssohn durch warme Kritik fördern und vollenden half.

**) Die Hauptgesellschaft in Düsseldorf.

gesehen, Nachricht zu geben. Nachdem die ersten Tage nach unserer glücklichen Ankunft hier vorüber waren, und ich Ihren Herrn Vater mehreremal verfehlt hatte, kam er gestern Abend hierher und war so munterer Laune, so frisch, wie ich ihn nur je gekannt habe. Ueber die Augen klagt er zwar, doch geht er abends ohne Schwierigkeit allein auf der Straße, erkennt die Leute im Zimmer sogleich, und ist wie gesagt dabei so heiter und aufgeräumt, daß es eine Lust ist. Er klagte über den Mangel an Regen, der in der Stadt eine exhalaison verursache, die ihm ganz abominable sei. Als ich ihn frug, was die musikalische Section bei der Akademie machte, antwortete er: „Gar nichts, mein Söhnchen." Dann erzählte er vom Künstler- und vom Kunstverein, und von hundert Clubs, dem Montagclub, dem Schachclub, und wie sie alle heißen — mit einem Wort, er ist ganz derselbe, wie ich ihn vor langer Zeit kennen lernte bisjetzt. Auch ich habe die Freude, daß die Leute hier meinen Vater wohler aussehend finden als seit langer Zeit, die Reise war recht ängstlich und sorgenvoll und wurde es doppelt, als Vater in Kassel unwohl und sehr übler Laune wurde. Die langsame Reise, die schnelle Abwechselung von Hitze und Kälte, der unerträgliche Staub trugen dazu bei, zugleich quälte auch ihn die Besorgniß, wie Mutter die Fahrt bekommen würde, und so können Sie sich denken, wie ich Gott dankte, als endlich Steglitz und Schöneberg und die Gensdarmthürme erschienen. Doch auch die ersten Tage hier waren nicht angenehm; es mußten eine Menge Besuche ab

gewiesen werden und dann kamen andere durch die Garten-thür hinein, die mußten höflich herauscomplimentirt wer-den und durften es doch nicht übel nehmen, und dann kam die berliner Revolution, von der ich auch fürchtete, sie möchte Mutter ängstigen, obwol sie nicht sehr ängst-lich war. Erst jetzt ist die alte Behaglichkeit für die Aeltern wieder da, und man kann nun erst eigentlich sagen, daß die Reise beendigt und ganz glücklich über-standen sei. Ich werde noch etwa acht Tage hier bleiben müssen, dann nach Leipzig gehen, und ob ich dann noch Zeit übrigbehalte, im September nach Frankfurt zu gehen, das weiß ich noch gar nicht, möchte es aber gar zu gern; denn wäre ich einmal erst in Frankfurt, so müßte ich auch aufs Dampfboot und besuchte Sie wol noch auf ein paar Tage. Aber wie gesagt, das schwebt mir noch etwas problematisch vor, und ich wünschte es mir nur, ehe ich mich in Leipzig zum Winter einpuppe oder einpökle, wie man's nennen will. Von Berlin schreibe ich gar nichts, Sie kennen es sehr gut und es ist nicht begeisternd; über die große Revolution von 1835 in Berlin haben Sie gewiß auch schon alle möglichen Details; es sollen 150 Straßenjungen arretirt sein und 50 andere Leute; was sie gewollt haben, liegt schon vor der Untersuchung klar am Tage: erst Raketen steigen lassen; da sie das nicht sollten, wollten sie das Militär ärgern und necken, stachen die Dragonerpferde mit Nadeln, und so fort. Hierauf prügelte man sich gegenseitig, unter den Linden wurden alle Laternen eingeschlagen, alle Bänke demolirt, viele Fenster zerbrochen,

Kranzler's einer Laden wurde gestürmt, indem populus rief: „Doch Eis essen"; ganz Berlin stürmte hin und sah der Revolution zu, und am Tag darauf sangen die Schusterjungen: „Heil dir im Siegerkranz, heut bleibt keine Scheibe ganz." Wenn ich nun noch zusetze, daß sich Berlin hierauf in zwei Parteien getheilt hat, die eine, die das Militär bedauert und den Pöbel schimpft, die andere, die den Pöbel bedauert und das Militär schimpft, und daß alles auf den Stralauer Fischzug sehr begierig ist und Wetten macht, ob er ruhig oder unruhig ablaufen würde, — so habe ich die berliner Revolution, die ich hier erlebt, historisch dargestellt wie Ranke das Mittelalter. Als Nachtrag muß ich noch melden, daß die Fenster der Fürstin von Liegnitz eingeworfen, und dem Herzog Karl der Hut vom Kopfe geworfen worden sein soll, und daß auf der Langen Brücke ein Schuster zur Schildwache gesagt hat: „Halt, 'mal weg, ich muß noch das Laterneken einschmeißen." Wenn Ihnen nun nicht vaterländisch zu Muthe wird, so weiß ich's nicht.

Ich habe nun noch eine Bitte an Sie, lieber Herr Director, das inliegende Geld betreffend. Ich wollte während meiner Anwesenheit in Düsseldorf schon gern den Barmherzigen Schwestern einen Beitrag zu den Sammlungen geben, die sie wöchentlich machen, und hatte mir dazu mein nächstes Honorar bestimmt: es blieb mir aber lange aus und ich habe es erst hier vor wenig Tagen erhalten. So wollte ich Sie nun also bitten, die inliegende Anweisung erheben zu lassen und die Summe

dann in meinem Namen den Barmherzigen Schwestern in Düsseldorf zu geben; doch wünschte ich, daß dieselben, falls die Anzeigen in der Zeitung, die ich öfters gelesen, noch fortgesetzt werden, mich nicht namentlich dabei anführten. Entschuldigen Sie mich, daß ich Ihnen eine Belästigung dadurch mache, aber ich wollte es nicht gern gerade durch die Post schicken.

Hier im Museum sollen zwei schöne neue Bilder acquirirt sein, von denen ich viel Lobes gehört, eins von Murillo und eins von Zurbaran.

---

3. An denselben.

Leipzig, 31. Oct. 1836.

Lieber Herr Director!

Ich habe Sie wol sehr um Verzeihung zu bitten wegen meines langen Stillschweigens, und wenn Sie böse auf mich sind, so wollen Sie am Ende meine Entschuldigung gar nicht lesen. Aber wahrlich, noch heute wird mir's schwer, Ihnen von einer Sache zu schreiben, von der ich, während der greulichen holländischen Tage, so viel mit Ihnen sprach, daß ich entweder alles schreiben müßte und Ihre Geduld ermüden, oder gar nichts anderes als: ich bin mit Cécile Jeanrenaud verlobt. Und das letzte hätte ich Ihnen freilich gleich schreiben müssen, mir wurde es

aber anfangs von der Familie streng verboten; es sollte ein tiefes Geheimniß sein, erst seit ich hier bin, merkte ich, daß alle Leute es wußten, und nun schäme ich mich eigentlich, Ihnen so spät über eine so alte Neuigkeit zu schreiben. Mir ist sie freilich noch immer ganz neu und mit jedem Tage neuer und lieber, und mit jedem Tage treten mir unerwartete, schöne Folgen meines so großen Glücks vor die Augen; aber doch ist es immer beschämend, so ganz und gar um Verzeihung bitten zu müssen, wie ich es hiermit thue. Ich rechne da viel auf Ihre alte Güte und Freundschaft zu mir, sonst wagte ich es am Ende gar nicht mehr, schriftlich vor Sie zu kommen, und versparte mir's etwa bis auf mündliche Bitten, wo mir vielleicht die Cécile helfen könnte.

Das habe ich noch zu meiner Rechtfertigung anzuführen, daß ich niemals so viele und anstrengende Arbeiten vorgefunden habe als seit meiner Rückkehr hierher, sodaß ich meiner Schwester bisjetzt nur einmal, meinen genauen Freunden größtentheils noch gar nicht schreiben konnte. Seit vier Wochen habe ich acht Concerte und etwa zwanzig Proben dirigirt, außerdem noch in der nächsten Woche eine große Aufführung von „Israel in Aegypten" in der Kirche mit der Orgel vor, und bis Weihnachten alle acht Tage ein Concert, wozu ich das Repertoire und sämmtliche Vorbereitungen zu machen habe. Dann wünsche ich meine eigenen Arbeiten doch auch zu fördern, dann habe ich mehrere fahrende Schüler, die mich täglich zwei Stunden beschäftigen, dann ist die Menge der

durchreisenden und sich kurz aufhaltenden Fremden hier überaus groß, und gerade das letzte verwirrt nicht wenig. Letzte Woche z. B. war Eduard Bendemann drei Tage lang hier und begleitete mich treulich in meinen „Israel“-Proben und in den sonstigen; wie ich mich mit ihm freute, brauche ich wol nicht zu sagen, und wie manchmal war das pro und contra der dresdener Directorstelle und überhaupt der Stellen durchsprochen, ohne zu einem rechten Resultat zu kommen; am Tage seiner Abreise erschien plötzlich Hauptmann aus Kassel, ein guter musikalischer Freund, und blieb zwei Tage; dann kam mein Vetter mit seiner ganzen Familie von Aachen hier durch, mit ihm zugleich traf der junge Engländer Bennett ein, der den ganzen Winter hier bleiben wird; gestern endlich kam mein erster Klavierlehrer Berger und besuchte mich. So geht es einen Tag wie den andern. Und bei alledem möchte ich für mein Leben gern, ich wäre am Fahrthor in Frankfurt und könnte Concerte Concerte sein lassen, und brauchte nicht blos auf Weihnachten zu warten, wo ich allerdings wieder nach Frankfurt komme, aber nur auf zehn Tage, den 1. Januar muß ich hier schon wieder Musik machen, bis Ostern, das mir den großen Gefallen thut, im nächsten Jahre sehr früh zu fallen, das wird gute Zeit. Aber wenn das letzte Concert hier vorbei ist, so hoffe ich zu Gott, gleich im Reisewagen zu sitzen und fortzufahren, — ob ich im nächsten Winter wieder hier bin oder wo sonst — das liegt noch im Unklaren.

Die Ausstellung in Berlin hätte ich gern gesehen (die

Meinigen noch lieber), aber auch das muß unterbleiben, da ich selbst zu der kurzen Abwesenheit, die dazu nothwendig wäre, keine Zeit finden kann. Daß ich unter diesen Umständen als bildender Künstler meine im Haag gelegten Grundlagen nicht ordentlich cultiviren kann, versteht sich wol, und meine Männer und Frauen haben wieder ebenso gebrochene Arme und Beine, wie sie hatten, ehe Sie sich die Mühe gaben, sie ihnen wieder einzurenken.

Darf ich Sie bitten, Ihre Frau Gemahlin sehr vielmal und herzlich zu grüßen? Ich weiß, daß sie an meiner Freude gewiß Antheil nimmt, und hoffe, sie wird mit mir zufrieden sein, daß ich ihren Rath so gut benutzt habe. Es ist mehr Glück als Verstand dabei; wenigstens habe ich noch immer so Zeiten, wo ich's gar nicht recht begreifen kann, wie ich zu solchem Glück kommen konnte; indeß, daß ich es wirklich habe, kann ich nun nicht mehr bezweifeln, und jeder neue Brief von dort bestätigt mir's von neuem. Da ich aber nun so ganz nach den Vorschriften der Frau Directorin gehandelt habe, so möchte ich auch an sie eine kleine Bitte wagen, nämlich ob ich wol die getuschte Zeichnung von Amalfi, die von mir in ihrem Stammbuch ist, auf wenige Tage hierher geschickt bekommen könnte: Sie wissen, lieber Herr Director, daß ich sie schon damals gar zu gern für meine Braut copirt hätte (es muß gerade diese Ansicht sein, weil ein Märlein daran hängt), und daß ich sie damals nicht bekommen konnte, weil das Buch verschlossen war. Drum ge-

schähe mir ein großer Gefallen damit, wenn ich das Blatt zugeschickt bekommen und bis Weihnachten nachmalen könnte, es soll dann gleich zurück erfolgen und mit dem größten Dank. Um einige Zeilen Antwort wage ich es nicht, Sie zu bitten, lieber Herr Director, Ihre Zeit erlaubt es kaum, und ich werde auch fürchten müssen, zu sehr gescholten zu werden, aber darum muß ich Sie nochmals bitten, daß Sie mir Ihre Freundschaft nicht entziehen, mir nicht zürnen mögen und daß Sie glauben, daß ich in jeder, auch der bewegtesten Zeit meines Lebens bin und bleiben werde

Ihr ergebenster

Felix Mendelssohn.

---

4. An Herrn Schloß in Köln.

Ew. Wohlgeboren

geehrter Zuschrift zufolge, welche ich gestern erst hier erhielt, verfehle ich nicht, Ihnen mein Urtheil über das musikalische Talent Ihrer Fräulein Tochter, wie Sie es wünschen, schriftlich hierdurch mitzutheilen, und wird mich freuen, wenn ich dadurch zu ihrem Wohlergehen und ihrer fernern Ausbildung etwas beitragen könnte.

Mit vollkommener Hochachtung

Haag, 7. Aug. 1836.

ergebenst

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Dlle. Sophie Schloß, welche ich vor einigen Monaten in Düsseldorf zu hören Gelegenheit hatte, besitzt eine ausgezeichnet schöne, kräftige, wohltönende Mezzosopranstimme, die an Reinheit und Gediegenheit des Klanges wenig zu wünschen übriglassen dürfte. Da es ihr bisjetzt noch an völliger Ausbildung dieses schönen Organs gefehlt hat, so wäre ihr nur die Gelegenheit zu wünschen, sich im Technischen des Gesanges, sowol was Fertigkeit als was Vortrag und Aussprache betrifft, noch zu vervollkommnen. Da ihre Stimme auch viel Biegsamkeit zu haben scheint, die leicht anspricht, und sie ungemein musikalisch ist, wird ihr dieses bei einem guten Vorbild und zweckmäßigem Unterricht gewiß nicht schwer fallen, und ich bin überzeugt, daß sie eine höchst vortreffliche Sängerin dadurch werden kann. Sie singt so gut und sicher vom Blatt, daß auch dieses ein entschiedener Beweis für ihre musikalischen Anlagen ist, indem sich ein gutes Gehör mit der Schönheit des Organs verbindet.

Haag, 7. Aug. 1836.

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

---

5. An denselben.

Hochgeehrter Herr!

Es hat mich gefreut, in Ihrem geehrten Schreiben Nachrichten über die Fortschritte und die Ausbildung Ihrer Fräulein Tochter zu erhalten. Der Mangel an ausgezeichneten Gesangstalenten in Deutschland ist jetzt so groß, daß eine neue Erscheinung in diesem Fach gewiß von allen Seiten mit Freude begrüßt werden wird. Wenn Ihre Fräulein Tochter gern hier sich fixiren möchte, und das Urtheil über ihre Leistungen, welches Sie Ihrem Briefe beifügen, ein gerechtes und mit Sachkenntniß verfaßtes ist, so zweifle ich nicht, daß ihr die Directoren der hiesigen Concerte zum nächsten Herbst ein vortheilhaftes Engagement anbieten werden. Es ist jetzt gerade die Stelle einer Concertsängerin hier vacant, und wenn sich Ihre Tochter diese Laufbahn vorgenommen hat, so wird sie schwerlich in Deutschland einen einträglichern und angenehmern Platz finden können. Es würde mir ein wahres Vergnügen sein, ihr einen solchen zu verschaffen; aber ehe ich das thue oder sie dazu empfehlen kann, ist es unumgänglich nothwendig, daß ich sie selbst wieder gehört habe, und hierzu wird sich hoffentlich in kurzer Zeit Gelegenheit finden. Ich werde im April an den Rhein kommen, und bitte Sie, mir in ein paar Zeilen zu schreiben, ob ich Ihr Fräulein Tochter dann in Köln treffen werde. Ist das der Fall, so werde ich nicht verfehlen, ihr sogleich meinen Besuch zu machen, und kann dann mit

Ihnen alles weiter mündlich besser besprechen als jetzt schriftlich. Ich würde Ihnen für Herrn Guhr gern eine Empfehlung geben, doch kenne ich ihn persönlich zu wenig dazu.

Mit vollkommener Hochachtung

Leipzig, 31. Jan. 1839.

Ihr ergebenster

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

---

6. An denselben.

Hochgeehrter Herr!

Soeben erhalte ich die Antwort der leipziger Concertdirection auf meinen Brief, Ihre Fräulein Tochter betreffend, und ich eile, Ihnen dieselbe mitzutheilen. Nach dem Lobe, welches ich dem Talent Ihrer Tochter ertheilte und mit gutem Gewissen und der Wahrheit gemäß ertheilen mußte, schreibt mir das Directorium, daß es einstimmig beschlossen habe, Ihrer Tochter ein Engagement für die nächsten Winterconcerte anzubieten, wenn sie, wie sie hoffen, ein längeres und bedeutenderes für die nächsten Jahre schließen möge. Sie bieten ihr ein Honorar von 400 Thlr. und 60 Thlr. für die Reisekosten an, ferner ihre Vermittelung und Unterstützung zur Fortsetzung ihrer Gesangstudien während oder nach der ersten Saison ent-

weder in Dresden bei Cicimarra oder sonst einem andern bewährten Gesanglehrer, und hoffen, daß diese Proposition annehmbar sein möge. Es sind zwanzig Concerte im Laufe der Saison, welche sich fast jede Woche folgen, und vom ersten Sonntag nach Michaelis bis zur Woche vor Ostern fortdauern. Ihre Tochter würde in einigen davon eine Arie und eine Cavatine, in andern eine Arie und ein Ensemblestück, wieder in andern nur ein Ensemblestück oder dergl. vorzutragen haben; je mehr Arien und Cavatinen sie also fest und sicher einstudirt hat, desto besser ist es.

Soweit der Auftrag der Concertdirection. Ich hoffe, daß er Ihnen angenehm sein möge, und bin überzeugt, daß auch Ihre Tochter, wenn sie ihn annimmt, mit dem Aufenthalt in Leipzig zufrieden sein wird; was in meinen Kräften steht, dazu zu thun, wird mit Freuden geschehen, und in jeder Hinsicht ist die Winterzeit dort nicht ohne Interesse, da von den bedeutenden Künstlern die meisten Leipzig berühren und sich dort hören lassen, sodaß an wenig Orten eine bessere Gelegenheit ist, den musikalischen Sinn und Geschmack auszubilden und zu erweitern. Es wäre mir eine große Freude, ein so schönes Talent bei dem Concertinstitut zu wissen, und ich bin gewiß, daß sämmtliche Herren Directoren mit mir darin übereinstimmen würden; doch hoffe ich auch, daß Ihre Tochter namentlich bei einem längern Aufenthalt im Institut Freude haben und gern dort sein würde.

Ich bitte, mir Ihre Antwort sobald als möglich hier-

her, Adr. Herrn C. C. Souchay, zuzuschicken, und bin mit vollkommener Hochachtung

Frankfurt a. M., 11. Juni 1839.

Ihr ergebenster
Felix Mendelssohn-Bartholdy.

---

7. An Sophie Schloß in Leipzig.

Hochgeehrtes Fräulein!

Ich glaubte, Ihnen schon in Frankfurt davon gesprochen zu haben, daß die hiesige Concertdirection sich zur Bedingung macht, daß die von ihr engagirten Sängerinnen in keinen andern als in den Abonnementconcerten sich hier öffentlich hören lassen, solange das Engagement dauert; ob ich mich nicht deutlich ausgesprochen habe, oder ob Sie es damals überhörten, aber jedenfalls ist es eine Bedingung, die bisjetzt immer und so auch bei Ihnen zu Grunde gelegt wird. Doch könnten mit der Einwilligung der Direction allerdings Ausnahmen gestattet werden; gerade bei dem Concert des Herrn Panofka wäre es mir doppelt lieb, wenn eine solche Ausnahme gemacht würde, und ich will deshalb selbst mit den Herren Directoren das Nöthige besprechen und sie dafür zu stim-

men suchen; doch in der Conferenz, aus der ich eben komme, wurde ausdrücklich das Gegentheil ausgesprochen und daher bitte ich Sie, in keinem Falle eine Verbindlichkeit bei Herrn Panofka oder sonst einzugehen, bis ich Ihnen Näheres darüber sage, was im Laufe des morgenden Tages geschehen soll.

Hochachtungsvoll ergebenst

Leipzig, 30. Sept. 1839.

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

---

8. An dieselbe in Köln.

Hochgeehrtes Fräulein!

So schwer es ist, in einer so wichtigen Angelegenheit wie die von Ihnen erwähnte einen guten Rath zu geben, der gut und räthlich ist, so säume ich doch nicht, Ihnen meine aufrichtige Meinung darüber zu sagen, wäre es auch nur, um Ihnen das Interesse zu beweisen, das ich an allem, was Sie und Ihr Talent betrifft, stets genommen habe und nehmen werde. Da Sie entschlossen sind, zum Theater zu gehen, so scheint mir der weimarische Antrag ein höchst willkommener zu sein, und ich würde denselben an Ihrer Stelle unter jeder Bedingung festzuhalten suchen. Sie haben dort Gelegenheit, in guter Schule, vor

einem gebildeten und doch nicht zu strengen Publikum unter der Leitung routinirter Künstler die schlimmste Zeit fürs Theater, nämlich die ersten Jahre zuzubringen. Sind die erst vorüber und glücklich vorüber, so ist alles gewonnen; aber ebendeshalb kommt alles darauf an, diese ersten Jahre bei einem guten ordentlichen Theater, wo Sie tüchtig zu thun bekommen, wo man Sie einübt, zuzubringen. Dieses alles ist in Weimar der Fall, aber die Gehalte sind, wenn ich nicht irre, dort sehr mäßig. Sie sollten daher nach meiner Meinung Ihre Forderungen so gering wie möglich für die ersten zwei Jahre oder das erste Jahr stellen; nur gerade so, daß Sie davon existiren können, da manche junge Sängerinnen sogar ohne Gehalt die ersten Jahre singen, blos um sich mit der Bühne vertraut zu machen, und nachher mit spätern guten Engagements, die ihnen bei mehr Uebung sicher sind, das früher eingebüßte Geld wieder einzuholen wissen. Ich würde deshalb an Ihrer Stelle etwa 600 Thlr. verlangen, nicht daß ich nicht glaubte, daß Sie manche Sängerinnen übertreffen werden, die mehr als das oder als das Doppelte bekommen, sondern damit Sie nicht durch eine höhere Forderung die Direction abschrecken, weiter zu unterhandeln und damit die ganze Sache nicht dadurch abgebrochen wird, was ich in diesem Augenblicke für ein großes Unglück hielte. Suchen Sie sich also auf bestmöglichste Weise mit dem dortigen Theater zu einigen; benutzen Sie die erste wichtigste Zeit zum eifrigsten Studium, zu angestrengter Uebung, und der Himmel leite Sie auf dem

Wege, den Sie nun betreten, zu Glück und Freude und zu harmonischer Ausbildung Ihres Talents.

Mit vollkommener Hochachtung ergebenst

Leipzig, 23. Juli 1841.

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

---

9. An dieselbe in Leipzig.

Verehrtes Fräulein!

Ich ersuche Sie um das besprochene Duett aus der „Lucia"; und da Sie nicht abgeneigt schienen, zum nächsten Concert hier zu bleiben, so bitte ich Sie, sich dafür die Arie mit Pianoforte von Mozart, die Partie der Fidalma aus dem Terzett aus „Matrimonio segreto": „Io faccio un inchino", und das Sextett aus „Don Juan", welches ich Ihnen schon früher zugeschickt, anzusehen und vorzubereiten. Sollten Sie das zweite oder erste Stück nicht haben, so werde ich sie Ihnen verschaffen.

Mit vollkommener Hochachtung

Ihr ergebenster

Leipzig, 29. Dec. 1842.

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

---

10. An dieselbe.

Verehrtes Fräulein!

Da es wegen der hiesigen Theaterprobe nicht möglich ist, am Donnerstag noch eine Concertprobe zu veranstalten, so ersuche ich Sie hierdurch dringend:

1) Sich am Mittwoch Morgen so früh als irgend möglich im Gewandhause einzufinden;

2) das Finale aus „Euryanthe", welches ich Ihnen bezeichnet, sich vorher recht sicher einzustudiren, damit Sie in Takt, Noten u. s. w. durchaus fest sind. Das Stück ist schwer, wir haben Dienstag für sämmtliche andere Mitwirkende eine Probe davon; wenn Sie also in Ihrer Partie vollkommen sicher sind, so wird es gut gehen, ohne das aber wäre es unmöglich, und daher bitte ich Sie nochmals aufs ernstlichste, sich die Zeit zum Studiren dieses Stücks ja zu nehmen! Die Arie von Mozart wollen wir uns lieber für eins der künftigen Concerte aufsparen, sodaß Sie nur in dem Finale aus „Euryanthe" mitzuwirken hätten am nächsten Donnerstag; ebendeshalb erwarte ich um so zuversichtlicher die Erfüllung meines obigen Wunsches.

Hochachtungsvoll ergebenst

Leipzig, 2. Nov. 1846.

Felix Mendelssohn-Bartholdy

---

11. An dieselbe.

Verehrtes Fräulein!

Für diesen Abend habe ich die nothwendigen acht Sänger nicht zusammenbringen können, und bitte Sie daher, mir Ihre freundliche Bereitwilligkeit für irgend-einen Abend der nächsten Woche zu erhalten. Hoffentlich erfüllen Sie mir meinen Wunsch und singen dann sowol den Engel wie die abscheuliche Königin, die Ihnen beide ganz in der Stimme liegen, aber der erstere, glaub' ich, noch besser!

Stets Ihr ergebenster

Leipzig, 26. März 1847.

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

---

12. An dieselbe.

Mein verehrtes Fräulein!

O Gott, wir misverstehen uns in einemfort, von Donnerstag bis Montag.

Also: Welches sind die zwei Arien, die Sie Donnerstag singen wollen? Oder vielmehr, welches ist die eine, die Sie außer der Meyerbeer'schen, deren Text Sie mir eben schickten, noch singen wollen?

Ist's die aus „Oberon“? Oder wenn Sie Ihnen nicht ganz bequem ist, so wählen Sie doch eine italienische, die Sie voriges Jahr schon gesungen haben. Mir ist's ganz einerlei. Aber nun bitte ich gleich durch Ueberbringer um Bescheid.

Ihr ergebenster

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.







